This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

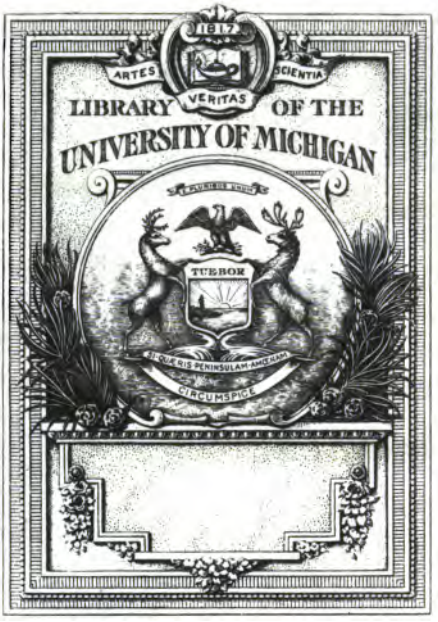
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

838
S3340
B86
A 731,932 DUPL

Brosin. Schiller's verhältniss zu dem publicum seiner zeit.


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBR

# SCHILLER'S

## VERHÄLTNISS ZU DEM PUBLIKUM SEINER ZEIT.

12270

# SCHILLER'S

# VERHÄLTNISS ZU DEM PUBLIKUM SEINER ZEIT.

VON

DR. OSCAR BROSIN.

LEIPZIG
VERLAG VON VEIT & COMP.
1875.

177
53345
B86

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

# INHALT.


Seite

I. Einleitung . . . . . 7
II. Schiller und das lesende Publikum . . . . . 11
III. Schiller und das Theaterpublikum . . . . . 39
IV. Schlussbemerkungen . . . . . 51
V. Nachweise . . . . . 59

# I.

Das Verhältniss eines Schriftstellers zum Publikum, das heisst zu denjenigen, welche literarische Erzeugnisse kaufen, lesen und geniessen, beruht auf dem Urtheile, das er sich von dem Interesse, der Fähigkeit und dem Geschmacke derselben gebildet hat. Um dieses Urtheil vor Befangenheit und Einseitigkeit zu bewahren, gilt es zwei Klippen glücklich zu umschiffen. Erstlich hat sich der Urtheilende zu hüten, seine Ansicht von rein persönlichen Motiven, welcher Art sie auch sein mögen, bestimmen zu lassen, und zweitens darf er nie vergessen, dass er es nicht mit einem einheitlichen Ganzen zu thun hat, sondern mit einer Zusammensetzung aus den ungleichartigsten Bestandtheilen, ebenso verschieden an Auffassung wie an Neigungen, an Empfänglichkeit wie an Bildung, an Ansprüchen wie an Bedürfnissen.

Schiller, dessen Verhältniss zum Publikum seiner Zeit hier behandelt werden soll, war nicht so unbillig, alle Elemente dieser Gesammtheit mit gleichem Masse zu messen und die nothwendige Unterscheidung ausser Acht zu lassen, aber er besass andererseits nicht genug Leidenschaftslosigkeit und Objectivität, um allezeit den Einfluss augenblicklicher Stimmungen und individueller Beweggründe zu überwinden.

Von besonderer Bedeutung für die Stellung des Publikums zu unserem Dichter und demzufolge des Dichters zum Publikum mussten die allgemeinen Zustände des literarischen Lebens sein, wie sie Schiller bei seinem Auftreten vorfand. Ein kurzer Rückblick mag daher andeuten, mit welchen Faktoren er zu rechnen hatte.

Die Literaturbewegung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts besteht in einer gegenseitigen Annäherung der Schriftsteller und des Volkes. Einer in geistige Rohheit versunkenen Masse gegenübergestellt, hatten die damaligen deutschen Autoren die wichtige Aufgabe zu lösen, der Literatur ganz von neuem ein Publikum zu schaffen und heranzubilden. So lange sie selbst wenig oder gar nicht über die Mittelmässigkeit hinausragten und daher nicht allzu tief hinabzusteigen hatten zu den Volksschichten, welche sie zu gewinnen berufen waren, vollzog sich diese Erziehung zu einem allgemeineren und fruchtbareren Interesse an den Erzeugnissen der Literatur in normaler Weise. Gellert, welcher seine Verehrer in Hütte und Palast hatte, bezeichnet in dieser Phase der Entwickelung einen Höhepunkt, auf dem wir aber nicht stehen bleiben durften, wenn unser Schriftthum den ihm bestimmten hervorragenden Rang unter den Literaturen der Culturvölker ersteigen sollte.

Ein Uebergang wie vom Dämmerlicht zur Sonnenklarheit war es, als die Adler der deutschen Literatur ihren Horst verliessen und ihrer Natur folgend ihren Flug in ungeahnte Höhen nahmen. Die Masse des Publikums, welche ihren kühnen Bahnen nicht sobald zu folgen vermochte oder sich nur bis zu einer mässigen Höhe wohl fühlte, liess jene einsam den Wolken zufliegen und folgte den Pfaden derjenigen unter ihren Schriftstellern, welche sich aus Unvermögen oder Eigennutz einträchtig mit ihr auf gleichem Boden hielten oder, wenn sie sich erhoben, doch nie dem Gesichtskreise entschwanden und allenfalls zu erreichen waren.

Zwischen diesem höchst beträchtlichen Residuum von geistig Minderjährigen, der Geschmacksplebejerschaft so zu sagen, und einer an Zahl unendlich geringeren Geschmacksaristokratie that sich ein Riss auf, der sich gegen Ende des Jahrhunderts mehr und mehr zu einer tiefen Kluft erweiterte. Dort erstickte eine habsüchtige Spekulation, welche der erwachten Leselust durch Massenfabrikation entgegen kam, allen Sinn für das Bessere, indem sie an das Mittelmässige und Schlechte gewöhnte; hier forderten die höheren Ansprüche bevorzugter Geister zu innigerer Hingebung auf und belohnten mit wachsendem Verständniss und veredeltem Geschmack. Dort that eine oberflächliche und übelwollende Kritik Alles, was in ihren Kräften stand, um das ohnehin taumelnde Urtheil der Menge zu berücken und irre zu leiten, hier suchten Scharfsinn und feinfühlige Empfänglichkeit in die verborgensten Schönheiten der dargebotenen Werke reinsten Stils einzudringen und sie dem ungeweihten Auge bloss zu legen.

Angesichts solcher Zustände waren die vielfachen bitteren Klagen der besseren und besten deutschen Schriftsteller über die grosse Masse des Publikums nur zu erklärlich. Groll und Geringschätzung mussten ihre Brust erfüllen, wenn sie sahen, wie die Lauheit und Urtheilslosigkeit des grossen Haufens, sowie die systematische Herabsetzung der vortrefflichsten Leistungen von Seiten seiner kritischen Führer ihren redlichsten Bestrebungen, den Geschmack zu heben und zu läutern, unüberwindliche Hindernisse entgegen setzten.

Dass unter allen Mitstrebenden gerade Schiller bei weitem am häufigsten und heftigsten seinen Unmuth über das Publikum aussprach, war bei dem Vollkommenheitstriebe seines Wesens nicht anders zu erwarten. Doch darf nicht unbeachtet bleiben, wie sehr er bestrebt ist, die verschiedenen Kategorieen des Publikums aus einander zu halten, und wie er stets dafür sorgt,

dass nur diejenigen von seinen Angriffen getroffen werden, welche dieselben herausgefordert haben.

So wenig er sich auch mit dem herrschenden Geschmacke eins weiss und so entschieden er den Einfluss der öffentlichen Meinung auf seine schriftstellerische Thätigkeit zurückweist, so ist doch sein Urtheil weit zurückhaltender und sein Ton weit ruhiger, wenn er an das Publikum im weitesten Sinne denkt, an die Welt, die Leute, die Leser, das Zeitalter, wie er sich auszudrücken pflegt.

Mit der ganzen Beredsamkeit der Entrüstung spricht sich dagegen dieser vornehme Geist über die Masse aus, der er unter den Bezeichnungen des grossen Haufens, der Majorität, der Menge, der Unwürdigen und Ungeweihten seine Geringschätzung zu beweisen nicht müde wird.

Nirgends aber wird er bitterer, als wo er gegen die Fahnenträger dieser Menge, die anmasslichen Vertreter des öffentlichen Urtheils, die Pfeile seines Spottes und Hohnes entsendet.

Kennt er diesem Theile des Publikums und seinen Repräsentanten gegenüber weder Milde noch Schonung, so verwandelt sich das stolze Bewusstsein seiner Ueberlegenheit sofort in liebenswürdige Anspruchslosigkeit, wo er den echten Kenner und diejenige Minorität der Nation im Auge hat, in welcher er die Auswahl derselben, die Würdigen und Besseren, die Treffer unter den Nieten verehrt und welche er mit Vorliebe als sein Publikum betrachtet.

Während er im Allgemeinen den bezeichneten Standpunkt gegen das lesende Publikum einnimmt, verhält er sich aus guten Gründen ganz anders gegen das schauende Publikum des Theaters. Es empfiehlt sich, diese Unterscheidung auch hier festzuhalten.

## II.

### Schiller und das Lesepublikum.

Anders steht der angehende Kunstjünger, anders der vollendete Meister der Welt gegenüber. Erwecken in Jenem, so lange er noch um Anerkennung zu ringen hat, diejenigen, von welchen sein Wohl und Wehe abhängt, die Empfindung der eigenen Hilfsbedürftigkeit und Schwäche, so fühlt sich dieser als Beherrscher der Geister und gewinnt um so mehr an Sicherheit, als er auch seine äussere Existenz begründet weiss; überschätzt Jener leicht die Fähigkeit und Empfänglichkeit seiner Leser, so weiss dieser aus mancher herben Erfahrung, wie wenig sich auf solche Eigenschaften bei dem grossen Publikum rechnen lässt.

Unter den verschiedenen Gründen, welche den jungen Schiller zur Herausgabe seiner endlich vollendeten Räuber drängen, nennt er in einem Briefe an seinen Freund Petersen [1]) als ersten den allgewaltigen Mammon, dem die Herberge unter seinem Dache gar nicht anstand, als zweiten — das Urtheil der Welt, nun es gilt, dasjenige, was er und wenige Freunde mit vielleicht übertrieben günstigen Augen ansahen, dem unbestochenen Richter, dem Publikum, preis zu geben. Es ist bekannt, wie weit der Erfolg dieses Erstlingswerkes die Erwartungen des jungen Dichters übertraf, und es überrascht uns daher nicht, wenn er Alles zu vermeiden strebte, was ihm die neugewonnenen Gönner hätte entfremden können. So wünschenswerth ihm also auch die leidigen Verhältnisse in Mannheim und die dringenden Bitten der Seinigen die Rückkehr in sein Vaterland, welche von der Versöhnung mit dem Herzoge von Würtemberg abhing, erscheinen liessen, so wenig konnte er sich entschliessen, die Verzeihung seines erzürnten Landesherrn zu erbetteln. „Wie entsetzlich", schreibt er an seine

Schwester[2]), „würde die Achtung des Publikums (und diese entscheidet doch mein ganzes künftiges Glück!), wie sehr würde meine Ehre durch den Verdacht sinken, dass ich diese Zurückkunft gesucht!“ Er zog es vor, die Verbesserung seiner bedrängten Lage durch Gründung einer Monatsschrift, der Rheinischen Thalia, von dem Wohlwollen des Publikums abhängig zu machen, dem er in dem Avertissement dieses Journals mit unbegrenztem Vertrauen seine Zukunft an das Herz legte. „Das Publikum“, heisst es dort, „ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem anderen Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürchte und verehre ich. Etwas Grosses wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen anderen Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele .... Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war, als seine Werke, und gern gestehe ich, dass bei Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen.“ Wir sind nicht berechtigt, an der Wahrhaftigkeit dieser Gesinnungen zu zweifeln und diese Kundgebung mit einem renommirten Biographen Schiller's für ein auf Subscribentenmacherei berechnetes Manöver zu halten. Der jugendliche Poet wirft sich hier mit derselben Leidenschaftlichkeit, mit derselben Aufrichtigkeit und aus demselben Gefühl der Hilfsbedürftigkeit in die Arme des Publikums wie Carlos in die des heimkehrenden Rodrigo. Waren auch diese Gefühle zu überschwänglich, um vorzuhalten, so erkalteten sie doch nur allmählich. Noch im Jahre 1791 scheint ihm (in der Recension von Bürger's Gedichten)[3]) Bürger keineswegs zu viel zu sagen, wenn er Popularität eines Gedichts für das Siegel der Vollkommenheit erklärt, und es dünkt ihm die Aufgabe eines Volksdichters höchst ehrenvoll und aller Anstrengung werth. Freilich fasst er diese Aufgabe mit dem

ganzen Ernste seiner Natur nach ihren höchsten Ansprüchen auf. Denn während der grosse Abstand, der in neuerer Zeit zwischen der Auswahl einer Nation und der Masse derselben sichtbar ist, dem Volksdichter die Wahl freizustellen scheint, ob er sich ausschliesslich der Fassungskraft des grossen Haufens anbequemen und auf den Beifall der gebildeten Klasse Verzicht leisten oder ob er seine Aufgabe darin finden will, den ungeheuren Abstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Grösse seiner Kunst aufzuheben und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen, so hält er doch die letztere Auffassung allein für die wahre und würdige. In jedem einzelnen Liede jeder Volksklasse genug zu thun, den geläuterten Geschmack des Kenners zu befriedigen, ohne dadurch dem grossen Haufen ungeniessbar zu sein, ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volkes anzuschmiegen, das ist nur dem grossen Talent verliehen, welches viele Kunst in wenigem Aufwand, in einfacher Hülle grossen Reichthum zu verbergen weiss und das Geheimniss kennt, mit glücklicher Wahl des Stoffes höchste Simplicität in der Behandlung desselben zu verbinden. In diesem Sinne sollte dereinst Schiller selbst in der Glocke und im Tell seinen Beruf zum Volksdichter auf das Glänzendste bewähren. Kein Schriftsteller, meinte er damals [4]), werde, so sehr er auch an Gesinnung Weltbürger sei, in der Vorstellungsart seinem Vaterlande entfliehen können, und bei der Wahl eines epischen Stoffes war er entschlossen, wenn er es mit den übrigen Anforderungen vereinigen könne, einem nationalen Gegenstande den Vorzug zu geben. Die gleiche Rücksicht auf seine Zeitgenossen und Landsleute hielt er später Goethe gegenüber aufrecht, als dieser sich in seinem antikisirenden Streben nicht genug thun konnte. „Sicher ist es mehr eine Tugend als ein Fehler Ihres Stoffs", schreibt er an ihn [5]), „dass er den Forderungen unseres Zeitalters entgegen kommt; denn es ist ebenso unmöglich als un-

dankbar für den Dichter, wenn er seinen vaterländischen Boden ganz verlassen und sich seiner Zeit wirklich entgegen setzen soll.“ Bei derselben Gelegenheit rühmt er die glückliche Wahl des Stoffes von Hermann und Dorothea, und zwar gerade deshalb, weil derselbe den deutschen Leser auf seinem eigenen Grund und Boden, in dem Kreise seiner Fähigkeit und seines Interesse entzückt. Interesse für sein Werk auch bei dem grossen Haufen erweckt zu haben, braucht sich kein Dichter zu schämen, denn er hat dort trotz aller Rohheit des Geschmacks wenigstens auf eine gewisse Richtigkeit der Empfindung zu rechnen. Etwas ist ja in Allen, was für den Poeten spricht, und dieses X ist der Same des Idealismus, der allein noch verhindert, dass das wirkliche Leben mit seiner gemeinen Empirie nicht alle Empfänglichkeit für das Poetische zerstört. [6])

Den feindlichen Gegensatz, in welchem dieses wirkliche Leben zu einer poetisch-idealen Stimmung und Auffassung steht, hat wohl Niemand schmerzlicher empfunden als Schiller. Je schärfer und unversöhnlicher ihm aber dieser Widerstreit zwischen Ideal und Wirklichkeit erschien, desto unausbleiblicher war es, dass das Verhältniss zwischen dem Dichter, der in unablässigem Ringen nach dem Ideal immer verächtlicher von der Wirklichkeit denken lernte, und dem Publikum, welches in seiner Mehrheit in nüchternen Anschauungen befangen blieb und den gesteigerten Ansprüchen nicht zu genügen vermochte, dass, sage ich, dieses Verhältniss von seiner anfänglichen Ueberspanntheit verlor und einer kühlen, nach Umständen sogar feindlichen Haltung wich.

Bei aller Bereitwilligkeit, die reifere Cultur anzuerkennen, welche sein Jahrhundert auszeichnet, kann Schiller sich doch nicht enthalten, die Einbusse zu beklagen, welche die Poesie durch die prosaische Richtung der Zeit erlitten hat. Schon beginne das philosophirende Jahrhundert mit bedauerlicher Gleichgiltigkeit auf die Spiele der Musen herabzusehen, die

gerade in diesen unpoetischen Tagen, wenn sie auch von einer Seite höheren Geistesbeschäftigungen nachstehen müssen, desto nothwendiger seien, um bei der Vereinzelung der Geisteskräfte Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde zu vereinigen und so gleichsam den ganzen Menschen in den Zeitgenossen wieder herzustellen. [7]) Noch ungünstiger für die Poesie erscheint ihm der Einfluss der von Frankreich ausgegangenen politischen Erregung, welche den Genius der Zeit mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht. Denn während es die Aufgabe der Poesie ist, die Wirklichkeit zu verlassen und sich kühn über das Bedürfniss zu erheben, heftet die Politik an das beschränkte Interesse der Gegenwart, in der das Bedürfniss herrscht und die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch beugt. Der Nutzen ist das grosse Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Wage hat aber das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lärmenden Markte des Jahrhunderts. [8]) Den eigenthümlichen Charakter der Deutschen fand Schiller durchaus nicht dazu angethan, von ihm Heil für die durch den allgemeinen Zug der Zeit beeinträchtigte Poesie zu hoffen. Kein Gefühl für das Poetische eines Dichterwerks, nur Sinn für Gemeinplätze, für das Verständige und das Moralische. [9]) Den grösseren Theil der deutschen Leser kann man nur durch ganz nüchterne und prosaische Produkte gewinnen, wie der Vorzug beweist, den die öffentliche Stimme Engels Lorenz Stark vor den besten Horenbeiträgen eingeräumt hat. [10]) Es überrascht daher den Dichter, als das Publikum durch die viele Nachfrage nach seinem Musenalmanach auf das Jahr 1797 Geschmack an wirklicher Poesie kund giebt, und er vermag diese Thatsache nur mit Rückhalt anzuerkennen, indem er an Goethe schreibt [11]): „Es erweckte mir auch etwas mehr Vertrauen zu unserem Publikum, wenn wir sein Interesse,

auch ohne Vermittelung irgend einer gemeinen Passion (die Neider hatten die ausserordentliche Verbreitung des letzten Almanachs lediglich den Anzüglichkeiten der Xenien zugeschrieben), durch die Macht der Poesie zu fesseln gewusst hätten." Sonst ist es dem Deutschen weit natürlicher, sich zu beschäftigen und zu bestimmen, als sich in Freiheit zu setzen[12]; wie liesse sich also bei ihm Neigung dafür erwarten, sich der zum Genusse eines poetischen Produktes nothwendigen ästhetischen Stimmung ganz und voll hinzugeben? Die Deutschen wollen Empfindungen, und je platter diese sind, desto allgemeiner sind sie willkommen.[13] Noch in späterer Zeit nennt er die natürliche Wahrheit das Gespenst der Zeit und klagt darüber, dass ein grosser Theil des Publikums seine prosaischen Begriffe vom Natürlichen in einem Dichterwerke nicht ablegen könne.[14] Um aus der Prosa des Lebens heraus zu kommen und in besserer Gesellschaft zu wandeln, wählte er für sein Siegesfest den poetischen Boden der homerischen Zeit.[15] Schon ein Jahrzehent früher hatte er es für schlimm erklärt, wenn der Künstler, der Sohn seiner Zeit, zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling sei.[16] „Eine wohlthätige Gottheit", fährt er fort, „reisse den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter fernem griechischem Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück, aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen." Vor den überall ihn umgebenden Verderbnissen seiner Zeit kann sich der Künstler auf keine andere Weise wahren, als wenn er ihr Urtheil verachtet, wenn er nicht nieder blickt nach dem Glück und dem Bedürfniss, sondern aufwärts nach seiner Würde und nach dem Gesetz, wenn er sich seine Zeitgenossen denkt wie sie sein sollten, nicht wie sie sind. Denn welche Aufmunterung könnte der Sänger von diesen

erwarten? Ihm fehlt jetzt ein empfangendes Ohr. Wie viel besser ward es den glücklichen Sängern der Vorwelt, deren empfundenes Wort von Munde zu Munde flog! „An der Gluth des Gesanges entflammten des Hörers Gefühle, an des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Gluth.“ Ihm erschien noch von aussen die Muse, deren Stimme der Neuere kaum noch im Herzen vernimmt. Und „weh ihm, wenn er von aussen sie jetzt noch glaubt zu vernehmen, Und ein betrogenes Ohr leiht dem verführenden Ruf! Aus der Welt um ihn her sprach zu den Alten die Muse, Kaum noch erscheint sie dem Neu'n, wenn er die seine — vergisst.“ [17]) Das Lied an die Freude, welches nach Schiller's späterer Ansicht nur deshalb die Ehre erhalten hatte, gewissermassen ein Volksgedicht zu werden, weil es einem fehlerhaften Geschmacke der Zeit entgegenkam, nennt er jetzt ein schlechtes Gedicht, ohne Werth für die Welt wie für die Dichtkunst. [18]) Es ist bekannt, dass er in seiner reiferen Zeit nicht viel günstiger über seine Jugenddramen urtheilte, trotzdem sie bei seinem ehemaligen „Souverän“ lauten Beifall gefunden hatten. Die Zeit, wo er vor dem Tribunal des Publikums und vor keinem anderen sich stellen wollte, war eben lange dahin und ganz andere Ansichten über diesen „unbestochenen Richter“ hatten sich bei ihm gebildet. Um ein entscheidendes Urtheil abzugeben, müsste das Publikum doch vor allen Dingen Einheit des Geschmacks besitzen. „Aber“, schreibt der Dichter an Goethe [19]), „es ist platterdings unmöglich, mit irgend einer Schrift, sie mag noch so gut oder noch so schlecht sein, in Deutschland ein allgemeines Glück zu machen. Das Publikum hat nicht mehr die Einheit des Kindergeschmackes und noch weniger die Einheit einer vollendeten Bildung. Es ist in der Mitte zwischen beiden, und das ist für schlechte Autoren eine herrliche Zeit, aber für solche, die nicht bloss Geld verdienen wollen, desto schlechter.“ Dieser schwankende Geschmack des Publikums verträgt die heterogensten Massen, und von dieser

Charakterlosigkeit macht selbst die gebildete Gesellschaft von Weimar, trotz der grossen Vorbilder, die sie vor Augen hat, keine Ausnahme.[20]) Ein richtiges und gesundes Urtheil bei seinen Lesern zu finden dünkte dem Dichter etwas so Seltenes, dass er als von einer Merkwürdigkeit ausdrücklich davon Notiz nimmt, als einmal Einer aus dem grossen Publikum (Zumsteeg) wirklich das Bessere unter seinen und Goethe's Gedichten im Musenalmanach herausgefunden hat.[21])

Aber freilich giebt man sich nicht einmal die Mühe, das dargebotene Gute zu würdigen und zu geniessen. Das Schöne spricht zu allen Vermögen des Menschen zugleich und kann daher nur unter der Voraussetzung eines vollständigen und freien Gebrauchs aller Seelenkräfte empfunden und genossen werden; der Dichter darf verlangen, dass der Leser einen offenen Sinn, ein erweitertes Herz, einen frischen und ungeschwächten Geist dazu mitbringt. Welche Aussichten böten sich aber für die Erfüllung dieser Erfordernisse in Deutschland wo bei dem grossen Publikum Dumpfheit und Stumpfheit mit Schwerfälligkeit und Flachheit, Geistlosigkeit und prosaischer Denkart Hand in Hand gehen! Goethe hatte, zunächst in Bezug auf das Publikum grosser Städte, die Bemerkung gemacht, bei dem beständigen Taumel von Erwerben und Verzehren lasse sich eine ästhetische Stimmung weder hervorbringen noch mittheilen; alle Vergnügen, selbst das Theater, sollen nur zerstreuen, und die grosse Neigung des lesenden Publikums zu Journalen und Romanen entstehe eben daher, weil jene immer und diese meist Zerstreuung in die Zerstreuung bringen. Er glaubte sogar eine Art von Scheu gegen poetische Produktionen beobachtet zu haben und erklärte sich dieselbe aus eben jener Zerfahrenheit und Schlaffheit. Denn die Poesie verlangt, ja gebietet Sammlung.[22]) Das war Schillern aus der Seele gesprochen. „So viel", antwortete er[23]), „ist auch mir bei meinen wenigen Erfahrungen klar geworden, dass man den Leuten

durch die Poesie im Ganzen genommen nicht wohl, hingegen recht übel machen kann, und mir däucht, wo das eine nicht zu erreichen ist, da muss man den anderen Weg einschlagen. Man muss sie incommodiren, ihnen ihre Behaglichkeit verderben, sie in Unruhe und Erstaunen setzen. Eins von beiden, entweder als ein Genius oder als ein Gespenst, muss die Poesie ihnen gegenüber stehen. Dadurch allein lernen sie an die Existenz einer Poesie glauben und bekommen Respekt vor dem Poeten.“ Also *oderint, dum metuant!* Ein solches Verhältniss kann freilich, da es Neigung und liebende Hingebung ausschliesst, nie fruchtbar und segensreich werden. Aber kann der Dichter anders? Hat er an liebender Brust das Kind der Empfindung gepflegt, so muss er es sich gefallen lassen, wenn ihm der Leser einen Wechselbalg zurückgiebt.[24]) Darum vor Allem nur so deutlich als möglich! Kann doch bei einem Publikum, wie nun einmal das deutsche ist, zur Rechtfertigung einer Absicht des Dichters nie zu viel geschehen.[25]) Was einen geistreichen Leserkreis anziehen würde, ist hier übel angebracht: den Deutschen muss man die Wahrheit so derb als möglich sagen.[26]) Für das Komische ist zu wenig Humor und für das Ernsthafte zu wenig Tiefe da; von der einen Seite hat also der Autor an der Schwerfälligkeit und von der anderen an der Flachheit einen unüberwindlichen Feind zu erwarten.[27]) Wohin er blickt, nichts als Ohnmacht, Schlaffheit, Charakterlosigkeit, gemeine Denkart! Es ist zum Verzweifeln, nirgends kann er diese träge Masse packen, ausser etwa bei der Neugierde[28]) oder noch sicherer bei der Schadenfreude.[29]) Darum ist es ein Gewinn für den Schriftsteller, wenn er sich nicht mehr sonderlich um das Publikum zu kümmern hat[30]), das ihm, so wie es ist, alle Freude am Hervorbringen nimmt[31]) und im besten Falle das wenige Vergnügen durch so viele Misstöne verkümmert.[32]) Niederschlagender als Alles wirkte auf Schiller der Gedanke, an dem Uebelwollen des Publikums einen Feind zu besitzen,

den er selbst durch etwas in seiner Art Gutes und Vollendetes zu besiegen nimmer hoffen dürfe.[33]) Da er also bei dem starken Gegensatze, den er zwischen seiner Natur und der urprosaischen Richtung der Zeit empfand, und bei der ablehnenden Haltung der Masse daran verzweifelte, sich das Publikum jemals zum Freunde zu machen, so hielt er es für das Beste, dasselbe in Rücksicht auf sich aufzugeben.[34]) „Das einzige Verhältniss gegen das Publikum, das einen nicht reuen kann, ist der Krieg“:[35]) in dieser Erklärung concentrirt sich aller Unmuth, den getäuschte Erwartungen seit Jahren in ihm angehäuft hatten.

Kundige Leser werden längst jenes Zeugniss vermisst haben, in welchem Schiller fast alle die Anklagen gegen die Majorität des Publikums, welche später bei den verschiedensten Anlässen wiederkehren, zum ersten Male mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner energischen Natur zum Ausdruck bringt. Ich meine den bekannten Brief an Fichte (vom 3. und 4. August 1795), den ich mir für diese Stelle, wo eine Kritik der Vorwürfe Schiller's gegen das grosse Publikum versucht werden soll, aufgespart habe, weil er mehr als irgend ein anderes Aktenstück von Schiller's Hand zu den eigentlichen Quellen seines Grolles führt.

Schiller hatte einen philosophischen Beitrag Fichte's zu den Horen mit grosser Rücksichtslosigkeit zurückgewiesen, indem er erklärte, dieses Produkt sei weder allgemein verständlich noch allgemein interessirend genug, als dass ihm zugemuthet werden könne, es als Herausgeber der Zeitschrift dem Publikum vorzulegen. Fichte vermochte die Berechtigung dieses Urtheils nicht anzuerkennen; er berief sich in seiner Erwiederung auf die Verbreitung und das Verständniss, welche seine bisherigen Schriften in der Leserwelt gefunden, und stellte diesen Erfolgen mit einer leicht verständlichen Andeutung auf Schiller's Briefe über ästhetische Erziehung die geringe Wirkung von dessen philosophischen Aufsätzen entgegen, welche ihres unangemessenen Stiles

wegen, obwohl gekauft, bewundert, angestaunt, doch weniger gelesen und gar nicht verstanden würden und aus denen er im grösseren Publikum keine Meinung, keine Stelle, kein Resultat habe anführen hören. Damit hatte er eine wunde Stelle Schiller's berührt, dessen genannte Briefe in der That bei weitem nicht die von ihrem Verfasser erwartete und ihnen auch wirklich gebührende Anerkennung gefunden hatten. Und nun wurde ihm zugemuthet, diesen Misserfolg als Prüfstein ihres Werthes gelten zu lassen. Wie wenig ein solches Zugeständniss in seiner Natur lag, beweist seine Antwort. „Ich müsste", schreibt er, „eine ganz andere Meinung von dem deutschen Publikum bekommen, als ich gegenwärtig habe, wenn ich in einer Sache, worüber meine Natur nach einer mühsamen und hartnäckigen Krise endlich mit sich einig geworden ist, sein Ansehen respektiren sollte. Es giebt nichts Roheres, als den Geschmack des jetzigen deutschen Publikums, und an der Veränderung dieses elenden Geschmackes zu arbeiten, nicht meine Modelle von ihm zu nehmen, ist der ernstliche Plan meines Lebens. Zwar habe ich es noch nicht dahin gebracht, aber nicht, weil meine Mittel falsch gewählt waren, sondern weil das Publikum eine zu frivole Angelegenheit aus seiner Lektüre zu machen gewohnt ist und in ästhetischer Hinsicht zu tief gesunken ist, um so leicht wieder aufgerichtet werden zu können. Das allgemeine und revoltante Glück der Mittelmässigkeit in jetzigen Zeiten, die unbegreifliche Inconsequenz, welche das Elende auf demselben Schauplatze, auf welchem man vorher das Vortreffliche bewunderte, mit gleicher Zufriedenheit aufnimmt, die Rohigkeit auf der einen und die Kraftlosigkeit auf der anderen Seite — erwecken mir, ich gestehe es, einen solchen Ekel vor dem, was man öffentliches Urtheil nennt, dass es mir vielleicht zu verzeihen wäre, wenn ich in einer unglücklichen Stunde mir einfallen liess, diesem heillosen Geschmacke entgegen wirken zu wollen, aber wahrlich nicht, wenn ich ihn zu meinem Führer und Muster

machte; dass ich mich für sehr unglücklich halten würde, für dieses Publikum zu schreiben, wenn es mir überhaupt jemals eingefallen wäre, für ein Publikum zu schreiben. Unabhängig von dem, was um mich herum gemeint und geliebkoset wird, folge ich bloss dem Zwange entweder meiner Natur oder meiner Vernunft ..... Bei dieser Stimmung muss es mir freilich sonderbar genug vorkommen, wenn wir von dem Eindrucke, den meine Schriften auf die Majorität des Publikums machen oder nicht machen, gesprochen wird. Hätten Sie die letzteren mit der Aufmerksamkeit gelesen, welche von dem parteilosen Wahrheitsforscher zu erwarten war, so würden Sie ohne meine Erinnerung wissen, dass eine direkte Opposition gegen den Zeitcharakter den Geist derselben ausmacht und dass jede andere Aufnahme, als die, welche sie erfahren, einen sehr bedenklichen Beweis gegen die Wahrheit ihres Inhalts abgeben würde. Beinahe jede Zeile, die seit den letzten Jahren aus meiner Feder geflossen ist, trägt dieses Gepräge, und wenn es gleich aus äusseren Gründen, die ich noch mit mehr Schriftstellern gemein habe, mir nicht gleichgiltig sein kann, ob mich ein grosses oder kleines Publikum kauft, so habe ich mich wenigstens auf dem einzigen Wege darum beworben, der meiner Individualität und meinem Charakter entspricht — nicht dadurch, dass ich mir durch Anschmiegung an den Geist der Zeit das Publikum zu gewinnen, sondern dadurch, dass ich es durch lebhafte und kühne Aufstellung meiner Vorstellungsart zu überraschen, anzuspannen und zu erschüttern suchte. Dass ein Schriftsteller, der diesen Weg geht, nicht der Liebling seines Publikums werden kann, liegt in der Natur der Sache, denn man liebt nur, was einen in Freiheit setzt, nicht was einen anspannt; aber er erhält dafür die Genugthuung, dass er von der Armseligkeit gehasst, von der Eitelkeit beneidet, von Gemüthern, die eines Schwunges fähig sind, mit Begeisterung ergriffen und von knechtischen Seelen mit Furcht und Zittern angebetet wird.“

Sehr nahe liegt die Frage, welche thatsächlichen Erfahrungen in seiner schriftstellerischen Laufbahn den Dichter veranlasst haben mögen, sich in einer so überaus geringschätzigen, ja wegwerfenden Weise über das Publikum zu äussern. Da von der Epoche an, wo sein Verhältniss zu demselben noch ein ungetrübtes war, bis zu der Zeit jener erbitterten Ausfälle, mit Ausnahme des enthusiastisch begrüssten Don Carlos, seiner historischen Arbeiten, über deren Aufnahme er sich keineswegs zu beklagen hatte, und des Geistersehers, auf den Schiller selbst zu geringen Werth legte, um den dieser Nebenarbeit gespendeten Beifall zu spärlich zu finden, kein eigenes grösseres Produkt von ihm erschienen war, dessen Schicksal ihm einen solchen Ekel vor der öffentlichen Meinung hätte beibringen können, so ist man allgemein geneigt, den Grund seines Unmuthes in der erkaltenden Theilnahme der Lesewelt an den Horen zu finden, ohne genügend zu berücksichtigen, dass damals, wenn auch dem Herausgeber schon manche verwerfende Urtheile über sein Journal zu Ohren gekommen waren, eine wirkliche oder auch nur drohende Abnahme des allgemeinen Interesses bei dem kurzen Bestehen der Zeitschrift noch nicht zu constatiren war. Vielmehr vollzog sich die gegenseitige Entfremdung sicherlich mit dem Hinsiechen der Thalia, desselben Journals, bei dessen Begründung Schiller jenen heissblütigen Freundschaftsbund mit dem Publikum geschlossen hatte. Ihren endlichen Untergang (1793) vermochten selbst die ästhetischen Aufsätze Schiller's, das Beste, was er damals bieten zu können glaubte, nicht aufzuhalten. Und vielleicht gerade sie nicht. Ohne den Werth dieser und der späteren philosophischen Abhandlungen im mindesten zu verkennen oder herabzusetzen, wird man es begreiflich finden, dass das grosse Publikum in Schiller weit mehr den Dichter als den Philosophen liebte, und man wird hieraus den Lesern der Zeitschrift keinen allzu schweren Vorwurf machen. Hiernach scheint Schiller, selbst wenn man das

kränkende Bewusstsein in Anschlag bringt, in dem edelsten Streben an der Theilnahmlosigkeit derer gescheitert zu sein, an deren Hebung er arbeitete, gleichwohl in seinen Aeusserungen gegen Fichte der Billigkeit vergessen zu haben, insoweit er sich lediglich durch die kalte Aufnahme seiner philosophischen Aufsätze zu denselben hinreissen liess. Damit ist aber die Sache keineswegs abgethan. Da die Entfremdung fortdauerte und gerade in Folge des Schicksals, welches das Publikum den Horen bereitete, sich fortwährend steigerte, so bleibt zu untersuchen, mit welchem Rechte die Leserwelt jene Zeitschrift fallen liess.

Selten ist wohl ein literarisches Unternehmen dieser Art geeigneter gewesen, die grössten Hoffnungen im Publikum zu erwecken, als die Gründung der Horen, welche einen Schiller zum Redakteur hatten und neben ihm eine stattliche Reihe der vorzüglichsten Autoren Deutschlands, unter ihnen Goethe und Herder, als Mitarbeiter aufwiesen. Durch ausdrückliche Versicherung verbürgte sich der bewährte Herausgeber dafür, dass diese einer heiteren Unterhaltung gewidmete Monatsschrift dem Geist und Herzen des Lesers eine fröhliche Zerstreuung gewähren würde; daneben sollte sie, indem sie über die vergangene Welt die Geschichte und über die kommende die Philosophie befrüge, zu dem Ideale der Menschheit einzelne Züge sammeln und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten nach Vermögen geschäftig sein, um sich so ihrem einzigen Ziele, der Beförderung wahrer Humanität, zu nähern. Dadurch dass einerseits die Resultate der Wissenschaft, von ihrer scholastischen Form befreit, soweit es thunlich sei, in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinsinn verständlich gemacht würden, und andererseits da nach Gesetzen geforscht würde, wo bloss der Zufall zu spielen und die Willkür zu herrschen scheine, wünschte der Herausgeber zur Aufhebung der Scheidewand beizutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachtheile beider trenne,

und ebenso gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben wie Geschmack in die Wissenschaft einzuführen. Endlich versprach er, soweit kein edlerer Zweck darunter leide, Mannigfaltigkeit und Neuheit. Im Uebrigen wahrte er sich jegliche Freiheit, die mit guten und schönen Sitten verträglich sei.

So lauteten die Grundsätze, zu welchen sich Schiller in der Ankündigung der Horen bekannte und deren Erfüllung, in die Hände der ersten Kräfte der Nation gelegt, ihm die weiteste Verbreitung seines Journals zu verbürgen schien. Aber trotz der besten Vorsätze und der eifrigsten Bemühungen des Herausgebers ging es mit der Zeitschrift nach einem glänzenden Anfange schnell abwärts, bis sie im dritten Jahre ihres Bestehens ein klägliches Ende nahm. Nach einem glänzenden Anfange, ein Beweis dafür, dass das Publikum mit den in der Ankündigung ausgesprochenen Grundsätzen durchaus einverstanden war und dem Unternehmen mit Wohlwollen und Vertrauen entgegen kam. Es kam nun darauf an, dieses Wohlwollen zu befestigen und dieses Vertrauen zu rechtfertigen. Aber während ein Familienblatt in Aussicht gestellt und weiteren Kreisen Genuss und Belehrung verheissen war, nahmen die philosophischen Beiträge, welche keineswegs immer für eine Durchschnittsbildung fasslich waren, einen unverhältnissmässig grossen Raum ein; an Mannigfaltigkeit, welche den Ansprüchen verschiedener Stufen und Arten der Leser hatte entgegen kommen sollen und die in der Abwechselung der Stoffe und Gebiete hätte hervortreten müssen, gebrach es durchaus, wenn nicht etwa der sehr ungleiche Werth des Gebotenen dafür gelten sollte; eine fröhliche Zerstreuung für Geist und Herz der Leser mochte der Herausgeber selbst von Produkten wie Goethe's Unterhaltungen der Ausgewanderten, deren Anfang wenigstens seine Erwartung keineswegs befriedigte, nicht erwarten; und wenn Schiller, der auch für die schöne Welt, also Frauen und Mädchen, seine Zeitschrift bestimmt hatte, gleich in die ersten Hefte die

römischen Elegien desselben Verfassers aufnahm, die, wenn auch nicht gerade lasciv, doch schon einen sehr freien Standpunkt der Beurtheilung erforderten und von denen der Herausgeber, wie er selbst gesteht, die derbsten weggelassen hatte, um die Decenz „nicht zu sehr“ zu beleidigen, so hatten wenigstens seine Leserinnen gewiss ein Recht zu bezweifeln, ob damit die Wohlanständigkeit genügend gewahrt und nicht vielmehr über eine mit guten und schönen Sitten verträgliche Freiheit hinausgegangen sei. Goethe, dessen Name und Credit gewiss für den Beitritt Vieler bestimmend gewesen war, hatte doch wenigstens etwas beigesteuert, wie man auch über Werth und Zweckmässigkeit desselben denken mochte; andere aus der glänzenden Elite, deren Betheiligung in Aussicht gestellt war, fanden sich doch hin und wieder durch vereinzelte Einsendungen mit der übernommenen Verpflichtung wohl oder übel ab; um so gründlicher fanden sich aber diejenigen Abonnenten getäuscht, welche ihre Erwartung auf Beiträge eines Kant, Klopstock, Lichtenberg und mancher Anderen gerichtet hatten, von denen in den Horen gar nichts erschien. Am ersten durfte man von dem Herausgeber selbst erwarten, dass er seine Neigung und seine Kräfte ungetheilt dem Unternehmen widmen würde, dessen hochgesteckte Ziele beide im vollsten Masse in Anspruch nahmen; statt dessen schuf er seinem Blatte sofort in seinen später jährlich wiederkehrenden Musenalmanachen selbst eine gefährliche Concurrenz. Ohne sich durch den erfreulichen Erfolg derselben darüber belehren zu lassen, welche Wege einzuschlagen seien, um der allgemeinen Unzufriedenheit der Horenabonnenten ein Ende zu machen, hatte er die krankenden Horen, lange bevor sie eingesargt waren, zu Stiefkindern neben den bevorzugten Almanachen degradirt, und in demselben Jahre (1797), in welchem sein Almanach die herrlichen Balladen brachte, wurde jene Monatsschrift mit den werthlosen Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville abgefunden.

Trotz alledem wäre es eben so unbillig, dem Herausgeber allein das Misslingen seines Unternehmens zur Last zu legen, wie es ungerechtfertigt erscheint, wenn der Dichter alle Schuld auf die Unfähigkeit und das Uebelwollen des Publikums warf. So viel aber steht fest, dass in diesem Falle Schiller selbst die grössere Schuld trägt. Dem Publikum war es durchaus nicht zuzumuthen, sich durch den eiteln Glanz berühmter Namen auf die Dauer blenden zu lassen, von seinen gerechten, auf ausdrückliche Verheissungen gestützten Erwartungen abzustehen und an Leistungen Gefallen zu finden, welche theils nicht einmal mässigen Ansprüchen genügen konnten, theils einen weit höheren Bildungsgrad voraussetzten, als in der Ankündigung der Zeitschrift erheischt war; auch war es ihm gar nicht so übel zu nehmen, wenn Beiträge wie Engel's Lorenz Stark und Schiller's eigene, in Folge eines leicht erklärlichen Irrthums einem weit Geringeren (Woltmann) zugeschriebene Belagerung von Antwerpen, Beiträge, die, an sich nicht ohne Werth, dem allgemeinen Verständniss fassbar waren, ihm mehr zusagten, als solche, welche über seinen Horizont hinauslagen. Indem es jene diesen viel gediegeneren Produkten fast einstimmig vorzog, bewies es allerdings eine Schwäche des Urtheils und einen Mangel an Fähigkeit, welche es für das Höchste und Beste noch nicht reif erscheinen liessen und die Missstimmung Schiller's, der ihm zu viel zugetraut hatte, erklären, wenn auch nicht völlig rechtfertigen. Schiller selbst durfte die Schuld an dem Scheitern seiner Unternehmung von sich ablehnen, so weit er von dem Zwange der Umstände abhängig war. Er durfte Goethe's oben erwähnte Beiträge trotz aller Bedenken nicht zurückweisen, wenn er sich nicht den neu erworbenen Freund, auf dessen Zuneigung er den höchsten Werth legte, für immer entfremden wollte; er konnte es nicht ändern, dass viele seiner Mitarbeiter ungeachtet steten Anpochens und Drängens der eingegangenen Verpflichtungen vergassen; er sah sich durch die

Säumigkeit der anderen zu seinem eigenen Verdrusse und ganz wider seinen Willen genöthigt, zu der nothwendigen Füllung des periodischen Journals Sachen zu verwenden, die ihm selbst nicht genügten. Allein auch ohne diese unverschuldeten Uebelstände hätten die Horen in dieser Hand nicht gedeihen können. Wenn irgend Jemand so war Schiller bei seiner idealistischen Natur untauglich zu einem Geschäfte, wie es die Redaktion einer Zeitschrift mit populären Tendenzen ist. Schon der Plan derselben trug den Keim des nahen Verfalls in sich. Dem praktischen Blicke Kant's entging dies nicht. Die in der Ankündigung ausgesprochene Absicht des Herausgebers, in seiner Zeitschrift über das Lieblingsthema des Tages (die Politik) ein strenges Stillschweigen zu beobachten, veranlasste ihn, sich einen etwas langen Aufschub auszubitten, und war wohl der Grund, dass er dem Unternehmen ganz fern blieb. Da Staats- und Religionsmaterien jetzt einer gewissen Handelssperre unterworfen seien, es aber ausser diesen kaum noch, wenigstens in diesem Zeitpunkt, andere die grosse Lesewelt interessirende Artikel gebe, müsse man, meinte er, diesen Wetterwechsel noch eine Zeit lang beobachten, um sich klüglich in die Zeit zu schicken.[36]) Eine solche Rücksicht lag freilich dem Idealisten Schiller damals so fern als möglich. Bei praktischerem Sinne würde ihm wohl auch die Verbindung von Wissenschaft und schöner Literatur in einer Zeitschrift, deren Publikum die ganze lesende Welt bilden sollte, bedenklich erschienen sein. Dass er dem grossen Publikum seinen Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung und seine Briefe über ästhetische Erziehung darbot, war mehr als ein Wagniss, es war ein offenbarer Missgriff, der nur durch ideale Ueberschätzung des Bildungsgrades der grossen Mehrheit seiner Leser zu erklären ist und den er selbst als solchen anerkannte, als er auf die Mittheilung Humboldt's, alle Welt sei mit den Horen unzufrieden, erwiederte[37]): „Es ist nicht zu leugnen, dass Sie und ich verdient

haben, in unserer Erwartung getäuscht zu werden, weil unsere Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publikums gegründet war; ich glaube, dass wir Unrecht gethan, solche Materien in solcher Form in den Horen abzuhandeln, und sollten sie fortdauern, so werde ich vor diesem Fehler mich hüten.“ Es ist ein altbewährter Grundsatz, mit einer literarischen Unternehmung nicht früher vor das Publikum zu treten, als bis ein glänzendes Debüt und ein guter Fortgang gesichert ist. Anders bei Schiller, der, von eiteln Hoffnungen getäuscht, es nicht erwarten kann, bis er bindende Zusagen und eine ausreichende Anzahl guter Leistungen in den Händen hat, und sich schon vor dem Erscheinen der ersten Nummer zu dem Geständnisse gezwungen sieht, dass „trotz alles Prunkes mit grossen Namen“ der guten Mitarbeiter wenig und von diesen wenigen fast die Hälfte für das Erste nicht zu rechnen ist.[38]) Bei solchen Fehlern und Missgriffen hatte Schiller trotz alles Eifers und der besten Absichten kein Recht, die ablehnende Haltung des Publikums gegen seine Zeitschrift auf eigensinniges Uebelwollen zurückzuführen. Ja selbst vor dem Vorwurfe der Gleichgiltigkeit gegen alles wahrhaft Künstlerische hätte das Publikum, wenn es sich auch dem Ideal nicht reif bewiesen hatte, die Aufnahme der Almanache bewahren sollen.

Unter den Mitteln, durch welche Schiller seiner Monatsschrift eine gute Aufnahme zu sichern suchte, befindet sich eins, welches mit seiner sonstigen männlich stolzen Haltung gegen das Publikum durchaus unverträglich erscheint. Es handelt sich hier um nichts Geringeres, als um die Beschuldigung der Reklame. Schiller ein Reklamemacher, und zwar im Rückfall! Denn schon bei der Rheinischen Thalia findet es ein Biograph, der eines grossen Ansehens geniesst, nur durch die bittere Noth des jungen Schriftstellers erklärlich, dass derselbe durch das Versprechen, Namen und Charakter der Subscribenten dem Journal vordrucken zu lassen, und dadurch, dass er eine reiche

Auswahl von Materien an's Schaufenster stellte, zur Subscription zu locken gesucht habe. Das Erstere war damals allgemein üblich und ganz unanstössig, das Zweite wäre erst dann zu tadeln, wenn es auf Täuschung abgesehen gewesen wäre, und das wird einem Manne wie Schiller doch kaum Jemand zutrauen. Dagegen sind die besten Auctoritäten einig in der Verurtheilung der Recensionen, welche die Horen heben und tragen sollten. Man spricht geradezu von einem literarischen Unfug, zu welchem das Gefühl der Schwäche und Unzulänglichkeit, wo nicht schlimmere und noch weit unwahrscheinlichere Motive den Herausgeber verführt hätten. Thatsache ist, dass Schiller, um von vornherein nichts zu unterlassen, was eine Schrift dieser Art in lebhaften Umlauf bringen könnte, gleich bei der Gründung der Horen anfangs auf monatliche, dann auf vierteljährliche Recensionen in der Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung Bedacht nahm, in welchen die Beiträge so vortheilhaft, als es mit einer strengen Gerechtigkeit bestehen könne, angezeigt werden sollten. So weit und unter dieser ausdrücklich betonten Bedingung liegt in der Einrichtung nichts Tadelnswerthes; oder will man es dem Herausgeber übel nehmen, dass er, indem er durch zeitige, gründliche und ausführliche Recensionen für die Ausbreitung seines Journals Sorge trug, einmal ausnahmsweise praktisch verfuhr? Dass die einzelnen Monatsstücke durch Mitarbeiter der Horen recensirt werden sollten (was auch mit Ausnahme des Hofraths Schütz, des Redakteurs der Literatur-Zeitung, wirklich geschah), sieht schon bedenklicher aus, trotzdem es Schiller als selbstverständlich bezeichnete, dass der Recensent eines Stückes an demselben nicht mitgearbeitet haben dürfte und dass überhaupt eine anständige Gerechtigkeit beobachtet würde. Diese Einrichtung hat man eine auf Gegenseitigkeit begründete Lobversicherungsanstalt genannt. Allein erstlich empfahl sich diese Massregel aus Gründen der Zweckmässigkeit, da zu befürchten war, dass sich bei der be-

absichtigten Mannigfaltigkeit der Stoffe nicht immer eine geeignete Persönlichkeit unter den Mitarbeitern der Literatur-Zeitung finden würde; sodann war nichts besser geeignet, der Einrichtung Dauer zu geben, da auf diese Weise sonst kaum vermeidliche unangenehme Collisionen zwischen der recensirenden und der recensirten Zeitschrift am wenigsten zu besorgen waren; endlich, und das ist hier die Hauptsache, spricht in dem Charakter wie in den Aeusserungen Schiller's nichts für die Annahme, dass er es auf gewissenlose Lobhudelei abgesehen hätte. Am allerbedenklichsten erscheint es und als wichtigstes Moment für die Beurtheilung dieses Verfahrens wird hervorgehoben, dass diese Recensionen von Cotta, dem Verleger der Horen, bezahlt wurden. Aber bezahlt mussten sie werden, entweder von Cotta oder von dem Verleger der Literatur-Zeitung, und wenn sich nach längeren Verhandlungen der Erstere dazu verstand, so that er es sicherlich nicht in der kühnen Voraussetzung, damit die Feder in der Künstler- und Gelehrtenwelt hochgeachteter Männer wie eines Humboldt, Körner, Schütz erkaufen zu können, sondern weil sich ohne seine Unterstützung die ganze Sache zerschlagen haben würde. Konnte doch auch der Redaktion der Literatur-Zeitung billigerweise nicht zugemuthet werden, die grosse Kostenvermehrung zu tragen, welche ihr aus vier ausführlichen Jahresrecensionen erwachsen mussten, während sie durch ihre Grundsätze eigentlich nur zu einer einzigen verpflichtet war. War es auch unter solchen Umständen ein schweres Stück, die nöthige Unparteilichkeit zu wahren, so waren doch Schiller's Absichten, auf die es hier ja lediglich ankommt, in dieser Angelegenheit rein, und sie werden auch durch die bisweilen ungeschickte und ihnen zuwiderlaufende Ausführung nicht schlechter. Gerade der Umstand, dass Goethe, Humboldt, Körner, kurz „die ganze Mitarbeiterschaft der Horen" in diesem Verfahren nichts befremdendes fand, hätte Palleske in seiner Beurtheilung desselben zur Vorsicht mahnen und von

ihm nicht sowohl gegen als für Schiller und seine Genossen geltend gemacht werden sollen; denn ein unanständiger Zweck konnte Männer solcher Art nimmermehr vereinigen. Es war auch keineswegs, wie der genannte Biograph meint, ein Anfall übermüthiger Laune, wenn Schiller an Goethe schrieb [39]: „Wir können also (d. h. in Folge der oben berührten Vorkehrungen) so weitläufig sein, als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch Alles vormachen muss.“ Denn was will er damit anderes sagen, als dass die Urtheilslosigkeit des Publikums den Verständigeren die Verpflichtung auferlege, den Blinden die Augen zu öffnen und ihr Urtheil in die für richtig erkannte Bahn zu lenken? Ist denn diese Ansicht bei Schiller, der auch sonst äusserte, das unbestimmte Urtheil der deutschen Welt müsse durch ein lautes und gründliches Zeugniss geleitet und gebessert werden, so sehr befremdlich? Ist Loben des Lobenswürdigen ein Fehler, und sollte Schiller damals wirklich nicht von der Vortrefflichkeit des zu Bietenden überzeugt gewesen sein, als er unter den Vorbereitungen zu dem Unternehmen, an das er so grosse Hoffnungen knüpfte, jene Recensionen arrangirte? Mochte also auch ein gewisses Missbehagen über das Selbstlob, welches streng genommen in jener Einrichtung allerdings begründet war, bei solchen, die dem Dichter ferner standen und daher seine Gründe und Absichten nicht kannten, zum Ausdruck kommen, ja mochten selbst einzelne seiner Freunde an plumpen Lobpreisungen, an denen es nicht fehlte, Anstoss nehmen, so wäre es doch sehr ungerecht, darum Schiller selbstsüchtiger Motive und auf Fälschung der öffentlichen Meinung gerichteter Manöver bezichtigen zu wollen.

Das Publikum zu bearbeiten und für literarische Unternehmungen zu gewinnen, hat er freilich trotz des Stolzes, mit dem er auf dasselbe herabsah, und vielleicht gerade in Folge seiner Geringschätzung des öffentlichen Urtheils nicht immer

verschmäht; es geschah dies aber unter Umständen, die jeden Gedanken an die Verfolgung selbstischer Interessen und an das Bewusstsein, für eine schlechte Sache einzutreten, völlig ausschliessen. Als Goethe, sein bewunderter und verehrter Freund, einige Jahre später mit einer periodischen Zeitschrift, den Propyläen, einen weit schnelleren und vollständigeren Schiffbruch erlitt, als Schiller mit den Horen, bot dieser Alles auf, das gefährdete Blatt über Wasser zu halten. Er rieth dem Freunde, was er bei seinem eigenen Blatte versäumt hatte, die Propyläen durch die gehörige Rücksicht auf das, was das Publikum vorzüglich wünsche und suche, zu poussiren[40]); er dachte daran, Gegenschriften zu veranlassen, um durch die Erregung von Schadenfreude die Leute für die Propyläen zu interessiren[41]); er erbot sich endlich, wie einst für die Horen, in der Literatur-Zeitung für das fremde Journal zu wirken, nicht nur um der allgemeinen Verbreitung willen, sondern auch — und diess ist wohl zu merken, weil es ein neues Licht auf die Horen-Recensionen wirft — um dem falschen Geschmacke sein nichtiges Tribunal zu entziehen und es zu nöthigen, für die gute Sache zu zeugen.[42])

Es ist bezeichnend für Schillers Charakter, dass seine Entrüstung über die Lauheit und Stumpfheit des Publikums sich nirgends rücksichtsloser und leidenschaftlicher ausspricht, als da, wo es nicht die eigenen Interessen, sondern die seines grossen Freundes gilt. „Was Cotta", so äussert er gegen Goethe[43]), „von dem Absatz der Propyläen schreibt, ist zum Erstaunen und zeigt das kunsttreibende und kunstliebende Publikum in Deutschland von einer noch viel kläglicheren Seite, als man bei noch so schlechten Erwartungen je hätte denken mögen .... Zwar ist zu hoffen, dass das neueste Stück mehr Käufer anlocken wird, aber bei der Kälte des Publikums für das Bisherige und bei der ganz unerhörten Erbärmlichkeit desselben, die sich bei dieser Gelegenheit manifestirt hat, lässt sich nicht

erwarten, dass selbst dieses Stück das Ganze wird retten können. Ich darf an diese Sache gar nicht denken, wenn sie mein Blut nicht in Bewegung setzen soll, denn einen so niederträchtigen Begriff hat mir noch nichts von dem deutschen Publikum gegeben. Man sollte aber von nichts mehr überrascht werden, und wenn man ruhig (?) nachdenkt und vergleicht (er hat dabei wohl die Horen im Sinne), so ist leider Alles sehr begreiflich." Bei diesen fast krankhaft heftigen Aeusserungen muss doch wohl in Anschlag gebracht werden, dass sie bei unerträglicher Hitze und nach zwei schlaflosen Nächten niedergeschrieben sind. Wie wenig Schiller Ursache hatte, für seine eigene Person dem Publikum so übermässig zu zürnen, beweist die in demselben Briefe enthaltene Mittheilung, der Berliner Buchhändler Unger habe ihm die Aufnahme seines Wallenstein bei dem dortigen Publikum gar sehr gelobt.

Uebrigens gab die Stellung, welche ein grosser Theil der Kritiker den Horen gegenüber einnahm, nachträglich den besten Beweis dafür, dass Schiller es nicht ohne Grund für nothwendig gehalten hatte, durch aufklärende und gründliche Recensionen das Urtheil der Leser in die richtigen Bahnen zu leiten. Es ist zwar oben schon zugegeben, dass die absprechenden Urtheile über das neue Journal, welche bald mündlich und gedruckt sich von allen Seiten vernehmen liessen, keineswegs alle Unrecht hatten. Ein Brief Körners deutet dies mit der rücksichtsvollen Schonung an, die der Freund dem Freunde schuldig war und die allein bei dem gegen Einwände und Tadel sehr empfindlichen Manne Eingang hoffen konnte. „Jetzt ist nichts weiter zu thun", schreibt er [44]), „als um die Schreier sich gar nicht zu bekümmern, sondern Alles aufzubieten, was den Gehalt und die Mannigfaltigkeit der Aufsätze vermehren kann. In manchem Tadel kann etwas enthalten sein, das Aufmerksamkeit verdient. Und daher wünschte ich, dass Du Jemand auftrügest, Dir alle öffentlichen Urtheile aus diesem Gesichtspunkte zu referiren."

Es ist leicht, aus diesen Worten des wohlwollenden Freundes heraus zu lesen, dass die beste Reue in Besserung bestehe und dass es gerathener sei, ohne Vorurtheil dem gerechten Tadel Gehör zu geben, als sich in ein unerfreuliches und unerspriessliches Turnier mit der Kritik einzulassen. Schiller aber, dem die kritischen Gegner der Horen sammt und sonders „trivial und eselhaft" vorkamen, war nicht der Mann, solchen Widersachern gegenüber zu schweigen; auch war er zu schwer gereizt, um die wahren Motive jener Angriffe ruhig abwägend zu unterscheiden und danach seine Abwehr zu bemessen. So verschieden diese Motive nun auch gewesen sein mögen, so legten doch die Umstände, unter denen die Anfeindungen stattfanden, und der Ton, in dem sie sich äusserten, unserem Dichter die Versuchung nahe genug, sie auf eine unlautere und verwerfliche Gesinnung zurückzuführen. Die Horen zählten in ihrem Beginn mehr Abonnenten, als irgend eine andere der damaligen Zeitschriften, und drohten denselben empfindlichen Abbruch, vielleicht gar Untergang. Begingen nun die Herausgeber und Mitarbeiter der letzteren, soweit sie urtheilsfähige Köpfe waren, die Ungerechtigkeit, in ihren Recensionen und wo sich sonst eine Gelegenheit dazu bot, die schwächeren und werthloseren Horenbeiträge weit über Verdienst zu preisen — und sie wussten recht wohl, dass diese nicht aus der Feder des Herausgebers geflossen waren —, die wirklich gediegenen dagegen zu ignoriren oder herabzusetzen, was konnte sie anders dazu veranlasst haben, als Missgunst, Brotneid und Eifersucht? Und bewies nicht der hämische Ton in den meisten dieser Angriffe, dass sie weit mehr darauf ausgingen zu kränken, als zurecht zu weisen? Wenn Kritiker, die es nicht verschmähten, sich trotz besserer Einsicht der beschränkten Auffassung und dem unausgebildeten Geschmacke der Menge anzuschmiegen, Leute aus der Gesindestube der deutschen Literatur, wie Schiller sie bitter bezeichnet, ihre seichten Besprechungen oder richtiger Be-

schwatzungen im anmassungsvollen Tone der Unfehlbarkeit zu Markte brachten, was verpflichtete dann den in seiner Schriftstellerehre und in seinen Erfolgen Geschädigten, solche Misshandlungen ruhig über sich ergehen zu lassen? Aber selbst da, wo lediglich Unverstand und Unfähigkeit gegen ihn die Feder führte und wo sich in dem Gebahren der Führer nur der Bildungsgrad ihrer Hintermänner wiederspiegelte, hatte Schiller, der es wusste, was es koste, ein ordentliches Werk hervorzubringen, die unbestreitbare Berechtigung, schonungslos gegen die allezeit fertigen Urtheiler zu verfahren, um so mehr, da ihn die Erfahrung lehrte, dass die geistig unmündige Masse, an deren Hebung zu arbeiten sein ernstliches Bestreben war, ihrer Natur gemäss dem Gängelbande der gedankenlosesten Schmierer gerade am leichtesten verfällt. Wollte er also seine Erfolge nicht kampflos preisgeben, so musste er durch eine exemplarische Züchtigung dieser Götzen der Menge auf das Publikum selbst zu wirken suchen, mit dem er sich auf keine bessere Art öffentlich auseinandersetzen konnte, als wenn er die erste beste Gelegenheit ergriff, diejenigen ihres unverdienten Ansehens zu entkleiden, welche entweder als Organe der öffentlichen Meinung, gleichviel aus welchen Motiven, die Menge in die Irre führten, oder, indem sie durch ihre eigenen literarischen Produkte den Geschmack in unwürdigen Banden gefesselt hielten, dem Besseren den Eingang in weitere Kreise verschlossen. Diese Gelegenheit bot sich in den Xenien. Alle die schneidigen Pfeile, welche hier dem sicheren Bogen entschwirrten, waren ebenso auf die Masse wie auf ihre Führer berechnet. Nur schade, dass sie in der siebenfachen Eselshaut der Letzteren stecken blieben und die Gegner, anstatt sie zu erlegen, nur in Wuth versetzten, während die Menge an diesem Schauspiele Ergötzung genug fand, um die Wunden, die auch für sie abfielen, zu verschmerzen.

Es wäre nicht zu verwundern, wenn dieser Erfolg, ver-

bunden mit der Ueberzeugung, für ein stumpfes und übelwollendes Publikum zu schreiben, dem Dichter allen Muth zum Weiterstreben genommen oder ihn wenigstens in dem Vorsatze bestärkt hätte, fortan grollend von seinen Zeitgenossen sich abzuwenden und auf jede Anerkennung von aussen her zu verzichten. Aber vor einem solchen für beide Theile gleich unerspriesslichen Verhältnisse schützte ihn doch wieder der gesunde Takt, mit dem er zwischen Publikum und Publikum unterschied. Fand er einerseits für den Mangel an allgemeiner Anerkennung in dem Gefühle, ein begnadeter Liebling der Muse zu sein, Ersatz genug, um der urtheilslosen Menge stolz den Rücken zu kehren, so blieb ihm andererseits der Beifall der einsichtsvollen Minorität ein erstrebenswerthes Ziel. Sie ist es, der er die Entscheidung über den Werth seiner Leistungen demuthvoll anheim giebt. Im wahren Sinne des Wortes Aristokrat wie jeder grosse Dichter, ruft er aus:

Majestät der Menschennatur! Dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei Wenigen nur hast Du von jeher gewohnt;
Einzelne Wenige zählen, die Uebrigen alle sind blinde
Nieten, ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

Keiner unter seinen hierher gehörigen Aussprüchen charakterisirt aber schlagender sein Verhältniss zum Publikum, als das bekannte Distichon:

Kannst du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
Mach' es Wenigen recht, Vielen gefallen ist schlimm.

Mit welcher Wonne ihn der Gedanke an den reinen Beifall weniger wahrer Verehrer erfüllte, wird durch ein rührendes Bekenntniss aus der ersten Epoche seiner dichterischen Laufbahn bestätigt. Als er mitten in dem Elende seiner Mannheimer Verhältnisse von einem kleinen Kreise aus weiter Ferne, dessen Seele Körner war, Briefe voll hingebender Bewunderung und freundliche Gaben zum Danke für die aus seinen Dichtungen

geschöpfte Erhebung empfangen hatte, schrieb er an Frau v. Wolzogen[45]): „So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen, durch nichts als die blosse reinste Achtung hervorgebracht, aus keinem anderen Grunde, als nur, für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Produkte genoss, erkenntlich zu sein — ein solches Geschenk ist mir grössere Belohnung, als der laute Zuruf der Welt, die einzige süsse Entschädigung für tausend trübe Minuten — und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, dass in der Welt vielleicht mehr solche Cirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuten, mich zu kennen, dass vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann, meine Theuerste, freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnisse." Später wurde ihm der laute Zuruf der Welt in demselben Masse gleichgiltiger, wie der Beifall derjenigen, auf deren verständnissvolles Urtheil und richtige Empfindung er allein etwas gab, an Bedeutung für ihn gewann. Er spricht sich selbst darüber aus, wer ihm ein Publikum nach seinem Sinne repräsentire. Weit entfernt, einen ausgebildeten Kunstverstand allein als Richter gelten zu lassen — die Kennerwelt befindet sich mit ihrer Auffassung keineswegs immer im Einklang mit seinen Intentionen — nimmt er es für einen Beweis von der poetischen Güte seines „Spaziergangs", dass Herder, Goethe, Meyer, Frau v. Kalb in ungewöhnlicher Weise davon ergriffen sind. „Rechne ich Sie", schreibt er an Humboldt[46]), „und Ihre Frau dazu, so bringe ich eine beinahe vollständige Repräsentation des Publikums heraus." Die einzigen Menschen, an die er sich gern erinnert, wenn er dichtet, und die ihn dafür belohnen können, sind Goethe, Körner, Humboldt und seine Frau.[47]) Entscheidend für ihn sind die Stimmen von Körner, Goethe und Humboldt, welche er sein kritisches Kleeblatt nennt.[48]) Während

der Arbeit am Wallenstein lag im Grunde seine beste Freude in dem Gedanken, Goethe das fertige Werk vorzulesen und seiner Zufriedenheit gewiss zu sein.[49]) Diesen Auserwählten vor Allen und nächst ihnen allen „Besseren" räumt er allein einen Einfluss auf den inneren Charakter seiner Produkte ein. Dagegen glaubt er den schwächlichen Theil des Publikums völlig ignoriren zu dürfen.[50]) Jedenfalls hält er an dem Grundsatze fest, dass der darstellende Schriftsteller niemals von der Beschränktheit und Bedürftigkeit seiner Leser das Gesetz empfängt, sondern dem Ideal, das er in sich selbst trägt, entgegen geht, unbekümmert, wer ihm etwa folgt und wer zurückbleibt.[51])

---

## III.

### Schiller und das Theaterpublikum.

Der Herausgeber der Horen und der Theaterdichter Schiller stehen dem Publikum wie zwei ganz verschiedene Personen gegenüber. Giebt Jener in seinem Unmuth das grosse Publikum auf, so hält Dieser einen allgemeinen Beifall für unentbehrlich und für nothwendiger, als selbst die Zustimmung einer auserwählten Minderheit; erwartet Jener von der Zukunft die Anerkennung, welche die Gegenwart versagte, so ist für diesen der augenblickliche, sichtbare Erfolg das entscheidende Moment für die Tauglichkeit seiner Leistungen; liebt es Jener, bei seiner poetischen Thätigkeit seine Zeitgenossen sich zu denken, wie sie sein sollten, so nimmt sie Dieser, wie sie sind. Schiller war sich eben aller, auch der äusseren, Bedingungen der dramatischen Dichtung, seines eigentlichen Gebietes, zu klar bewusst, als dass er um rigoristischer Prinzipien willen die Kinder seiner Muse der Gefahr ausgesetzt hätte, klanglos zum Orkus hinab

zu gehen; er konnte sich der Erkenntniss nicht verschliessen, dass es eine Thorheit sein würde, einer so gemischten und ungleichartigen Zusammensetzung des Publikums gegenüber, wie es die Zuschauer sind, die höchsten Anforderungen der reinen Kunst mit eigensinniger Strenge aufrecht zu erhalten, so schwer es ihm wurde, von jenen Anforderungen auch nur das Geringste aufzugeben. Die glänzende Aufnahme seiner dramatischen Erzeugnisse entschädigte ihn für den Zwang, den er seinem zarten poetischen Gewissen anthat, und ermunterte ihn, auf dem für richtig erkannten Wege, unbeirrt durch nichtige Scrupel, fortzuschreiten; fühlte er doch, wie er sich auf diesem Wege Schritt für Schritt den höchsten Zielen näherte.

Schon der jugendliche Verfasser der Räuber bewies, obwohl er den Eigensinn des Parterre, d. h. der Vornehmen, und den Unverstand der Gallerie sowie die Grenzen und die leidigen Conventionen der Bühne als eine Fessel seines Genius empfand, Entsagung genug, um sich willig in das Unvermeidliche zu fügen und ihm an sich gute Züge zu opfern.[52]) Das freundschaftliche Verhältniss, welches sich in Folge der enthusiastischen Aufnahme seiner ersten Jugenddramen und seines Don Carlos zwischen Schiller und dem Theaterpublikum gebildet hatte, löste sich allmählich, als er durch seine geschichtlichen und philosophischen Studien ausser Beziehung zu diesem Publikum getreten war, ja es verwandelte sich in offene Feindschaft zu der Zeit der tiefen Verstimmung, welche die Gleichgiltigkeit der Lesewelt gegen seine Monatsschriften in Schiller hervorgerufen hatte. Es war dies dieselbe Zeit, in der ein Kotzebue, Iffland und Schröder eines eben so allgemeinen wie unverdienten Ansehens genossen. Dieses Glück der Mittelmässigkeit und Leerheit wusste sich Schiller nur durch die denkfaule Zerstreuungssucht der Menge zu erklären. „In dem Tempel Thaliens und Melpomenens, so wie er bei uns bestellt ist", schrieb er damals[53]), „thront die geliebte Göttin Platitüde, empfängt in ihrem

weiten Schooss den stumpfsinnigen Gelehrten und den erschöpften Geschäftsmann und wiegt den Geist in einen magnetischen Schlaf.“ Erst später, als er seine eigenen gewaltigen Schöpfungen jenen Machwerken entgegen stellte, überzeugte er sich, dass er sich doch geirrt hatte mit der Annahme, der herrschende Geschmack wolle nur angenehm gekitzelt, nicht ergriffen, nicht kräftig gerührt, nicht erhoben sein.[54]) Noch hatte er die Fähigkeit des Theaterpublikums für Höheres nicht erprobt, als er es in den Xenien mit satirischen Peitschenhieben tractirte. In der „Jeremiade“ (Xenien 309 u. f.) jammert das Publikum, dass die schöne Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig, die mit witziger Einfalt Gellert's und Weisse's Lustspiele würzten, vorüber ist; es sehnt sich zurück nach den Trauerspielen voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln und nach dem Menuetschritt des geborgten fränkischen Kothurns. Schlimmer ergeht es dem Publikum in den Epigrammen, die unter der Ueberschrift „Shakespeare's Schatten“ zusammengefasst sind (Xenien 390 u. f.). Die Natur, heisst es dort, zeigt sich auf Deutschlands Bühnen wieder splitternackend, so dass man jegliche Rippe ihr zählt; nichts geht dem Deutschen jetzt über einen derben und trockenen Spass, „aber der Jammer auch, wenn er nur nass ist, gefällt“; die Zuschauer „kann nur das Christlich-Moralische rühren, und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist“; anstatt des grossen gigantischen Schicksals suchen sie auf der Bühne sich selbst und ihre guten Bekannten, ihren Jammer und ihre Noth, und so verdienen sie es auch, anstatt der grossen, unendlichen Natur die eigene erbärmliche auf der Bühne zu treffen. Aber nicht lange nach diesen Vorwürfen mag sich Schiller nicht gegen die Wahrnehmung verschliessen, dass das Publikum doch nach besserer Kost Verlangen trage, und ist billig genug, in dem Geschmacke an jenen trivialen Rührstücken einen Fortschritt gegen einen früheren noch schlechteren zu finden. „Es ist mir neulich aufgefallen“, schreibt er an Goethe[55]), „was ich

in einer Zeitschrift oder Zeitung las, dass das Hamburger Publikum sich über die Wiederholung der Ifflandischen Stücke beklage und sie satt sei. Wenn dies einen analogischen Schluss auf andere Städte erlaubt, so würde mein Wallenstein einen günstigen Moment treffen. Unwahrscheinlich ist es nicht, dass das Publikum sich selbst nicht mehr sehen mag, es fühlt sich in gar zu schlechter Gesellschaft. Die Begierde nach jenen Stücken scheint mir auch mehr durch einen Ueberdruss an den Ritterschauspielen erzeugt oder wenigstens verstärkt zu sein; man wollte sich von Verzerrungen erholen. Aber das lange Angaffen eines Alltagsgesichts muss endlich freilich auch ermüden.“ Solche Anzeichen einer erwachenden Reaktion gegen die nüchterne Alltäglichkeit und die sentimentale Weichlichkeit bestärkten ihn in dem Entschlusse, seiner eigenen dramatischen Thätigkeit eine Richtung zu geben, wie sie seiner dichterischen Individualität und dem Bedürfniss der Zeit am meisten entsprach. Ueberzeugt, dass unsere Tragödie mit der Ohnmacht, Schlaffheit und Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart, d. h. mit prosaischer Richtung und Anschauung, zu ringen habe, forderte er, dass sie Kraft und Charakter beweise und das Gemüth, anstatt es aufzulösen, erschüttere und erhebe.[56]) Der von manchen Seiten ihm nahe gelegten Versuchung, in die Fusstapfen der griechischen Tragiker zu treten, setzte er darum die Bemerkung entgegen, die Schönheit sei für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches müsse man erhaben zu rühren suchen, und wenn sein Wallenstein für keine griechische Tragödie gelten sollte, so tröstete er sich darüber mit der Ueberzeugung, dass das Zeitalter, wenn er auch eine solche daraus hätte machen können, es ihm nicht gedankt haben würde.[57])

Von der Zeit an, wo seine tragischen Produkte, von diesem Geiste durchdrungen, über jene gemeine Denkart, den Erbfeind wahrer Poesie, Sieg auf Sieg errangen, treten die Klagen des

Dichters über die prosaische Richtung der Zeit seltener und in ihrem Tone weit gelinder auf. Er schwankt wohl einmal, ob er seine für die Bühne bestimmten Dichtungen nicht lieber gleich in Prosa schreiben solle, da die Deklamation der Schauspieler doch Alles thue, um den Bau der Verse zu zerstören, und das Publikum nur an die liebe bequeme Natur gewöhnt sei [58]; aber es siegt dann doch bald die Meinung, dass er es mit der schwierigeren Anforderung wagen dürfe. Wenn er für die bei der Braut von Messina gemachte Erfahrung, dass über den Chor und das vorwaltend Lyrische in dem Stücke die Stimmen getheilt waren, die Erklärung darin findet, dass ein grosser Theil des ganzen deutschen Publikums seine prosaischen Begriffe vom Natürlichen in einem Dichterwerke noch nicht ablegen könne [59], so ist es auffällig und nur durch die momentane Verstimmung über den zweifelhaften Erfolg dieses Stückes begreiflich, dass er sich nicht erinnerte, bei Gelegenheit aller von ihm besuchten Vorstellungen seines Wallenstein Erfahrungen ganz entgegengesetzter Art gemacht zu haben. Damals hatte er mit Freude und Verwunderung beobachtet, dass das eigentlich Poetische, als dessen Träger ihm Max und Thekla galten, immer den sichersten und tiefsten Eindruck allgemein hervorbrachte, selbst da, wo es vom eigentlich Dramatischen ins Lyrische überging. [60]

Ueberhaupt entspann sich seit den Erfolgen seines Wallenstein, mit welchem er bekanntlich die Epoche seiner dramatischen Meisterschaft eröffnete, eine Wechselwirkung zwischen ihm und dem Theaterpublikum, lebendiger und fruchtbarer, als sie in der ersten Periode seiner dramatischen Thätigkeit gewesen war. Hatte er es kurz vorher noch, als er sich definitiv für die dramatische Schriftstellerei entschied, für ein Glück angesehen, dass er bei dieser das Publikum ganz vergessen könne, ohne darum die Hoffnung aufgeben zu müssen, es bis auf einen gewissen Grad zu beherrschen und zu gewinnen [61], so ward es

ihm jetzt mehr und mehr zur Gewissheit, dass die Berücksichtigung seines Publikums von dem Berufe des Theaterdichters unzertrennlich sei. Er spricht dies bei Uebersendung seines Tell gegen Humboldt[62]) in folgenden Worten aus, für deren auffallend spröde Fassung die Besorgniss, der strenge Richter möchte finden, dass Schiller seinen streng idealistischen Standpunkt nicht consequent genug gewahrt habe, offenbar entscheidend gewesen ist. Die Stelle ist um so merkwürdiger, da sie in einem der letzten Briefe von Schillers Hand enthalten ist und für sein Verhältniss zum Publikum während der letzten Jahre seiner dichterischen Laufbahn gewissermassen die Summe zieht. „Die Werke des dramatischen Dichters", heisst es dort, „werden schneller, als alle anderen, von dem Zeitstrom ergriffen, er kommt, selbst wider Willen, mit der grossen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, dass er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten, und so kann es leicht geschehen sein, dass ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusche meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe." Schiller hatte gar nicht nöthig, über sein Verhältniss zu der Bühne und den Zuschauern im Tone der Entschuldigung zu sprechen, denn was er auch thun und concediren mochte, um das Publikum in seine Gewalt zu bekommen, er dachte nie daran, persönlicher Eitelkeit zu fröhnen, und ging überall nur so weit, als er im Interesse der Sache selbst für geboten und mit wahrer Kunst für verträglich hielt.

Wenn der tragische Dichter sich von einer gewissen Berechnung auf den Zuschauer nicht dispensiren kann, so ist dieser Hinblick auf einen Zweck, den äusseren Eindruck, in Schillers Augen allerdings ein nichtpoetisches Erforderniss, welches den Dichter in der generischen Bedeutung beeinträchtigt, aber es

ist ein Erforderniss, welches in der Dichtart selber liegt, und seine Erfüllung kommt doch auch wieder dem poetischen Charakter des dramatischen Erzeugnisses zu Gute. „Denn nichts hält den Dichter bei einer dramatischen Ausarbeitung so streng in den Grenzen der Dichtart und führt so sicher in dieselben zurück, als eine möglichst lebhafte Vorstellung der wirklichen Repräsentation auf den Brettern eines angefüllten und buntgemischten Hauses, wodurch die effektvolle unruhige Erwartung, mithin das Gesetz des intensiven und rastlosen Fortschreitens und Bewegens, einem so nahe gebracht wird.“ [63]) Dem Gedanken, dass das Publikum auf den Theaterdichter einen fördernden Einfluss auszuüben vermag, begegnen wir bei Schiller öfter. Bei seinem Besuche des Bades Lauchstedt bei Halle gab ihm die Ansicht eines neuen Publikums viel neue Blicke über das theatralische Wesen, und er war ziemlich gewiss, dass er künftig viel bestimmter und zweckmässiger für das Theater schreiben werde, ohne der Poesie das Geringste zu vergeben. [64]) Ja er bekennt offen, dass er bei den wenigen Vorstellungen in Lauchstedt für das Theater etwas gelernt und für die Zukunft gewonnen habe. [65]) Es verdient bemerkt zu werden, dass diese Geständnisse zwischen die Braut von Messina und Tell fallen. Aehnlich äusserte er sich bei derselben Veranlassung gegen Goethe und Körner. Dem Ersteren schrieb er [66]): „Es führt zu nützlichen Betrachtungen, zuweilen ein anderes Publikum zu sehen“, wobei er selbst des Sonntagspublikums zu gedenken nicht verschmäht. Körnern versicherte er [67]), es habe ihm gut gethan, ein neues Publikum zu sehen; der Geist gewinne so eine neue Richtung.

So kann denn die Rücksicht auf das Publikum, wenn sie sich in bestimmten Schranken hält, mit den Anforderungen echter Kunst sehr wohl bestehen, und Schiller lässt sie daher in dieser Einschränkung überall walten. Er ist sich als Theaterdichter der Verpflichtung bewusst, bei seinem Publikum eine

allgemeine und hingebende Theilnahme für die Erzeugnisse seiner Muse zu erwecken und lebendig zu erhalten, und er macht den gleichen Anspruch auch an die Stücke Anderer. So hält er dem Bühnenerfolge zu Liebe Aenderungen im Texte der Iphigenie von Goethe für nöthig, „besonders in Hinsicht auf den mythologischen Theil, der für das Publikum in Massa zu kalt ist.“ [68]) Goethe fügt sich auch wirklich der besseren Einsicht des Freundes, obwohl dem Stücke, wie dieser bemerkt, gerade das, was sie gegen dasselbe einzuwenden haben, bei der Kennerwelt zum Verdienste angerechnet werden möchte. Als Schiller während seines Aufenthaltes in Lauchstedt die Wahrnehmung macht, dass das Publikum sich bei der Vorstellung von Goethe's Natürlicher Tochter in die „longueurs“, die den Gang des Stückes aufhalten, nicht recht zu finden weiss, fühlt er sich dadurch bewogen, den Verfasser sehr anzuliegen, es merklich zu kürzen. [69]) Seine Position gegenüber den Experimenten, welche Goethe während seiner Theaterleitung mit dem französischen Drama machte, wird wesentlich durch die Rücksicht auf die Aufnahme beim Publikum bestimmt. Im Ganzen verhielt er sich mit richtigem Takte ablehnend, weil er an einem allgemeinen und lebhaften Interesse für diese kalten Produkte zweifelte, und nur ein Freundschaftsdienst gegen Goethe war es, wenn er durch seine bekannten Stanzen zu Mahomet diesem Interesse künstlich nachzuhelfen suchte. Soll einmal mit einem französischen und besonders Voltaire'schen Stücke der Versuch gemacht werden, so scheint ihm allerdings Mahomet, vorbehaltlich bedeutender Zuthaten in der Bearbeitung, am besten dazu gewählt, da das Stück durch seinen Stoff schon vor der Gleichgiltigkeit bewahrt ist. Aber es sei gleichwohl bedenklich, ähnliche Versuche mit anderen französischen Stücken vorzunehmen, denn wenn man in der Uebersetzung die Manier zerstöre, so bleibe zu wenig poetisch Menschliches übrig, und behalte man diese Manier bei, so werde man das Publikum verscheuchen. [70])

Dies zu vermeiden war er natürlich bei seinen eigenen Produkten noch eifriger bestrebt. Bei der ersten Bearbeitung der Maria Stuart hatte er den Stoff in historischer Beziehung etwas reicher behandelt und Motive aufgenommen, die den nachdenkenden und instruirten Leser freuen konnten, aber gleich mit dem festen Vorsatze, sie bei der Vorstellung, wo sie nicht nöthig und wegen historischer Unkenntniss des grossen Haufens auch ohne Interesse seien, wieder aufzugeben.[71]) Nur ein Mal bot er dem Publikum, als er es sich geneigt genug gemacht zu haben glaubte, um seine Gunst durch einen kühnen Versuch auf die Probe stellen zu dürfen, ein Stück, von dem er selbst zugab, dass es nicht für das Volk sei; aber er liess, was hervorzuheben ist, der Braut von Messina kein zweites Stück ähnlicher Art folgen, sondern den in eminentem Sinne volksthümlichen Tell. Die saure Arbeit, welche ihm der der dramatischen Form widerstrebende Stoff zu diesem Schauspiele macht, lässt er sich auch darum nicht verdriessen, weil sich derselbe durch seine Volksmässigkeit so sehr empfiehlt.[72]) Er denkt mit diesem Drama „den Leuten den Kopf wieder recht warm zu machen“[73]); wieder d. h. so wie mit Wallenstein, Maria Stuart und der Jungfrau von Orleans nach der Unterbrechung durch die Braut von Messina. Und mit welcher freudigen Genugthuung erfüllt es ihn, Körner mittheilen zu können, dass er dieses Ziel nicht vergebens erstrebt, dass der Tell auf dem Theater eine grössere Wirkung gemacht habe, als seine anderen Stücke, und dass er fühle, wie er des Theatralischen nach und nach Herr werde![74]).

Um das Publikum zu fesseln, verschmäht er auch nicht den theatralischen Effekt. Ja den Effekt; Schiller, der Idealist, denkt praktisch genug, um wirklich Werth auf den Effekt zu legen, unbekümmert um das Kopfschütteln ästhetischer Feinschmecker. Er empfiehlt aus diesem Gesichtspunkte Goethe'n die Umarbeitung einer Scene im Mahomet[75]), und mit sichtlicher Befriedigung

schreibt er demselben während der Vollendung seiner Jungfrau von Orleans, dass der Schluss des vorletzten Aktes sehr theatralisch sei und der donnernde *deus ex machina* seine Wirkung nicht verfehlen werde.[76])

Ueberhaupt darf der dramatische Dichter seinem Publikum entgegen kommen in Dingen, welche das innerste Wesen der Kunst nicht berühren. Als Körner gewisse „Enunciationen" tadelte, welche Schiller bei der Bearbeitung des Macbeth in die erste Hexenscene eingeschoben hatte, fand Schiller seine Bemerkung zwar gegründet; „aber", fährt er fort, „sie schienen mir für das Theater nöthig, weil die Masse des Publikums zu wenig Aufmerksamkeit hat und man ihr vordenken muss."[77]) Und als er längst von dem alten Vorurtheile zurückgekommen war, welches sich in seinem Vorwort zu den Räubern ungebührlich breit gemacht hatte, dass der Theaterdichter unmittelbar moralisch auf das Publikum einzuwirken habe, setzte er doch in einer Situation des Wallenstein, wo die Aufgabe war, das „ganz gemeine moralische Urtheil" über das Verbrechen des Helden auszusprechen, Mühe und Fleiss daran, die moralischen Ansprüche der Zuschauer zu befriedigen, und hoffte, dem „lieben moralischen Publikum" nicht weniger zu gefallen, ob er gleich keine Predigt daraus gemacht habe.[78]) Er gesteht endlich in einem Briefe an Süvern[79]), dass er sich durch die spätere Idee, Wallenstein auf die Bühne zu bringen, veranlasst gefühlt habe, gewisse Forderungen der Kunst, denen in der ersten Anlage dieses Drama's genügt war, dem Bedürfniss der Theater aufzuopfern. Befriedigt ein Bühnenstück die Neigung der Zuschauer, ohne dass der Kunst etwas vergeben ist, so dient ihm dieser doppelte Vorzug zu besonderer Empfehlung. „Es ist keine Frage", schreibt Schiller an Goethe, „dass der Julius Caesar (von Shakespeare) alle Eigenschaften hat, um ein Pfeiler des Theaters zu werden: Interesse der Handlung, Gewalt der Leidenschaft und sinnliches Leben vis-à-vis des

Publikums — und der Kunst gegenüber hat er alles, was man wünscht und braucht."

So sehr er aber auch von der Ueberzeugung durchdrungen war, dass der Theaterdichter den Beifall des Publikums nicht entbehren könne, so verhielt er sich doch gegen alle Zumuthungen, welche die Würde der Kunst herabziehen oder beeinträchtigen konnten, durchaus ablehnend. Hier ein Beispiel! Das Gerücht, dass Schiller damit umgehe, die That Tell's dramatisch zu verherrlichen, hatte sich, lange bevor der Dichter an's Werk ging, in Deutschland verbreitet, und Mancher trug sich mit der Erwartung, derselbe werde diese Gelegenheit benutzen, die Freiheitsideen der französischen Revolution zu glorificiren. Schiller erklärt kurzweg, von solchen Forderungen des Publikums und des Zeitalters, wie billig, zu abstrahiren.

Willig auf die mit wahrer Kunst allenfalls vereinbaren Forderungen der Theaterbesucher einzugehen, konnte sich Schiller um der nothwendigen Wirkung willen entschliessen; aber er hätte seine Natur verleugnen müssen, um es auch gern oder gar aus innerem Drange zu thun. Gegen eine solche Annahme sprechen ganz bestimmte Aeusserungen, selbst aus der spätesten Zeit, in der er doch, wie wir gesehen haben, äusserlich in gutem Einvernehmen mit dem Publikum stand. Schwer und mit Unwillen empfindet er oft den Zwang, den die Rücksicht auf dasselbe seinem poetischen Gewissen auferlegt. Bei der Abfassung des bekannten Aufsatzes über den Gebrauch des Chors fühlt er, wie „das ganze Theater mit sammt dem ganzen Zeitalter" auf ihn eindrückt. [80]) Ein anderes Mal klagt er unmuthig über die Fesseln, welche das Publikum dem dichterischen Schaffen des dramatischen Schriftstellers dadurch anlege, dass es, eines rein ästhetischen Wohlgefallens unfähig, ihn in der Wahl seiner Stoffe beenge und ihn zwinge, die reinsten Stoffe in Absicht auf die Kunst aufzugeben. [81]) Als ihm Goethe den sehr überflüssigen Rath ertheilt, sich bei seinen Stücken auf das Drama-

tischwirkende zu concentriren, giebt er dem Freunde wie gewöhnlich vollkommen Recht, indem er bemerkt, dieses sei überhaupt schon, ohne alle Rücksicht auf Theater und Publikum, eine poetische Forderung, aber auch nur insofern es eine solche sei, könne er sich darum bemühen. „Soll mir jemals", fährt er fort, „ein gutes Theaterstück gelingen, so kann es nur auf poetischem Wege sein, denn eine Wirkung ad extra, wie sie zuweilen auch einem gemeinen Talent und einer blossen Geschicklichkeit gelingt, kann ich mir nie zum Ziele machen." [82]) Die Wahrnehmung, dass die Opern am ersten das Haus füllen, veranlasst ihn zu der Klage, dass das Stoffartige überall herrsche und dass der, welcher sich einmal dem Theaterteufel verschrieben habe, sich auf dieses Organ verstehen müsse. [83])

Volles Genügen findet er auch auf diesem Gebiete nur in der Zustimmung der urtheilsfähigen Minderheit. Es stimmte ganz zu seinen Erwartungen, als bei der Aufführung von Wallensteins Lager die grosse Masse das neue dramatische Monstrum angaffte, während nur Einzelne wunderbar ergriffen wurden. [84]) Anerkennende Worte aus dem Munde der feinsinnigen Frau v. Kalb sind ihm ein schöner, dankenswerther Nachklang zu der Darstellung seiner Piccolomini; denn die Menge hielt sich eben nur an das, was geschah und gehandelt wurde, „aber die Seele, die der Dichter in sein Werk zu legen wünscht und welche tiefer liegt, als die Handlung selbst, ist nur für die, welche eine Seele fassen können." [85]) Nur wer diese fasst, der findet den Dichter, denn im Ganzen erst spricht er sein Wesen aus. „Wenn aber vom Publikum die Rede ist", heisst es an einer anderen Stelle der Briefe, „so ist das Ganze doch das, was zuletzt in Betracht kommt." [86]) Für seine gröberen Sinne ist auch alles das verloren, was der Dichter aus seinen Schöpfungen herauszufühlen dem Takte des Zuschauers überlassen musste; das fühlen und würdigen nur die Auserwählten.

## IV.

### Schlussbemerkungen.

Wir haben gesehen, wie Schiller im Guten und im Schlimmen sich bisweilen die klare Einsicht in das wirkliche Können und Wollen seiner Zeitgenossen trüben liess. Er war eben bis auf einen gewissen Punkt ein Mensch wie andere und von Irrthum, Leidenschaft, Stolz und Empfindlichkeit nicht frei; aber er war einer von den seltenen Menschen, die unablässig und mit heiligem Ernste an der Beseitigung ihrer Mängel arbeiten, wie er als Dichter in beharrlichem Ringen den Zielen zustrebte, die er als die höchsten erkannt hatte. So überwand er die unreife Auffassung von dem Anrecht des Publikums auf unbedingte Souveränetät mit derselben inneren Nothwendigkeit, wie das andere Extrem, die feindselige Verbitterung und masslose Herabsetzung, und bewies durch seine Grundsätze und sein Verhalten in den letzten Lebensjahren, dass es ihm gelungen war, die Würde der Kunst mit der unabweisbaren Rücksicht auf die äusseren Bedingungen ihrer Wirksamkeit zu vereinigen.

Und wo er auch irrte, stets blieben diesem grossen Menschen unlautere Motive fern. Von der hochherzigen Absicht geleitet, soweit es in seinen Kräften stünde, der Beförderung wahrer Humanität zu dienen, that er, was er für erlaubt hielt, den Mitteln, die ihm nach reiflicher Prüfung zu diesem Zwecke die geeignetsten schienen, Einfluss und Geltung zu verschaffen. Gemeinen Eigennutz wird Niemand bei dem Manne suchen, der seine und seiner Familie Existenz gefährdete, indem er, obwohl ein Publikumsmensch, wie er selbst einmal den Schriftsteller bezeichnet, um höherer Zwecke willen sich von dem Publikum lossagte. Eitelkeit gilt als ein Erbfehler der Autorenwelt. Schiller wollte sie für sich nur soweit in Anschlag ge-

bracht wissen, als sie die Quelle von etwas Gutem werden könne. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, ein Liebling des Publikums zu werden, und er hatte die Süssigkeit dieser Empfindung bei seinen ersten Erfolgen genugsam gekostet, um ihr auch ferner nachzujagen; gleichwohl verzichtete er auf sie, als seine bessere Ueberzeugung widerstrebte, und selten ist ein Schriftsteller dem Publikum männlicher und selbständiger gegenüber getreten.

Vergessen wir auch nicht, dass Schiller die wirklichen Schwächen seiner Leser und Zuschauer wie kaum ein Anderer vor und nach ihm durchschaut hat. Er hatte, was die grosse Masse betrifft, sicherlich gegründeten Anlass, über Geistesträgheit und Flachheit gegenüber dem Geistreichen und Tiefen, über das allgemeine Glück der Mittelmässigkeit im Gegensatz zu der langsamen und schweren Verbreitung des Vortrefflichen sich bitter zu beschweren; er durfte die Inconsequenz rügen, welche das Schlechte mit gleicher Zufriedenheit aufnimmt wie das Beste, und war voll berechtigt, Sicherheit und Klarheit des Urtheils zu den Dingen zu rechnen, auf welche der Schriftsteller bei dem Publikum zu verzichten hat. Wann wären dem grossen Publikum diese Vorwürfe zu ersparen gewesen, die theils in seiner ungleichartigen Zusammensetzung, theils in den Bildungszuständen der Mehrheit, theils endlich in der menschlichen Natur selbst tief begründet sind?

Was aber auch die Gegenwart jedesmal gegen ihre wahrhaft grossen Dichter und Denker versündigen und versäumen mag, die Zeit sorgt dafür, dass Alles wieder gut gemacht und nachgeholt wird. Und so würde auch Schiller, wenn er heute aus dem Grabe erstünde, Dank seinem eigenen fördernden Einflusse auf die Nation, sich über das deutsche Publikum weit weniger zu beklagen haben, als damals. Die Werke, durch die er den Geschmack zu heben und zu verallgemeinern bestrebt war, suchen jetzt an Verbreitung ihres Gleichen und sind selbst

in Schichten hinabgedrungen, die ihnen damals weder Interesse noch Verständniss entgegen zu bringen vermochten; was auch immer erläuternd zu ihrem Genusse anzuleiten den Anspruch erhebt, selbst das Schlechteste, wird willkommen geheissen, und liebende Hingebung sucht zu ersetzen, was der Auffassung noch gebricht. So geht es ja mit allem Vortrefflichen auf dem Gebiete der Literatur; langsam reift das Köstliche seiner vollen Wirkung entgegen, um oft erst spät eine ganze Nation segensreich zu durchdringen. Was wirkungslos vorüber gegangen zu sein schien, lebt im Stillen weiter, bis es, dem Samenkorn des Fruchtbaums gleich, gezeitigt aus dem Boden der Zukunft aufschiesst und fernen Geschlechtern die Labung spendet, deren die Zeitgenossen sich nicht würdig bewiesen. So hat sich die Lebenskraft, welche Schiller durch den Abdruck seiner grossen Individualität seinen besten ästhetischen Abhandlungen mitgetheilt hatte, als unvertilgbar bewährt und ihnen eine ansehnliche Gemeinde bewundernder Verehrer erworben, während sie damals vom Publikum fast einstimmig mit Protest zurückgewiesen wurden.

Aber die Zeit sondert auch die Spreu von dem Weizen. Haben wir Vieles von Schiller besser und allgemeiner würdigen gelernt, als es zu seiner Zeit geschah, so haben wir auch das Recht geübt, bei Seite zu legen, was den Prüfstein der Jahre nicht vertrug, so sehr es auch einst gepriesen ward. So gilt uns die Belagerung von Antwerpen, welche die Leser der Horen vor allen anderen Produkten Schiller's anzog, als das, was sie ist, eine Nebenarbeit ohne besonderen Werth. Der grosse Meister würde uns, wenn er wiederkäme, darum nicht schelten, denn der Anspruch, nur als ein Ganzes gewürdigt zu sein, der dem Literarhistoriker gegenüber vollständig zu Recht besteht, an das Publikum dagegen eine ungerechtfertigte Forderung stellt, ist ihm nie in den Sinn gekommen. Von dem Misstrauen aber, mit welchem er bei den augenblicklichen Miss-

erfolgen anderer Produkte, auf die er einen höheren Werth legte, und in der demüthigenden Ueberzeugung, von den idealsten Forderungen etwas nachgelassen zu haben, auf die damaligen Erfolge derjenigen Dichtungen blickte, in denen er, wie in den Balladen und den meisten seiner Dramen, durch Eingehen auf die Fähigkeit und das Interesse seiner Zeitgenossen so recht das Herz des ganzen Volkes traf, würde er sicherlich zurückgekommen sein, wenn er ihre unermesslichen Wirkungen auf die gesammte Nation und ihre allgemeine Anerkennung bei den Gebildeten erlebt hätte. Sind sie es doch vor allen seinen dichterischen Thaten gewesen, welche sämmtliche Elemente des vielgestaltigen Publikums zu einer grossen Gemeinde des Dichters vereinigt und dem erklärten Lieblinge der Nation die Gunst gewonnen haben, um die zu buhlen er einst zu stolz gewesen war.

Schon die veränderte Position, welche unsere Zeit zu Schiller's Werken einnimmt, kann als ein Beweis dafür gelten, dass der Geschmack, das Verständniss und das literarische Interesse des Publikums im Grossen und Ganzen sich wirklich gehoben hat. Wer mit offenem und unbefangenem Blick die Literaturzustände der Gegenwart betrachtet, wird sich auch aus anderen Gründen bewogen fühlen, dies anzuerkennen. Nicht als ob wir es herrlich weit gebracht hätten; vielmehr besteht ein grosser Theil der Mängel, welche Schiller zu rügen hatte, auch bei dem Publikum unserer Tage. So ist es nicht zu leugnen, dass auch jetzt noch die Mehrheit der Leser eine zu frivole Angelegenheit aus ihrer Lektüre macht, und wie sehr es bei uns an einer sicheren Einheit des Urtheils mangelt, hat noch in jüngster Zeit der sehr verschiedene Erfolg von P. Lindau's „Erfolg" bewiesen; anderer Uebelstände nicht zu gedenken, die, wie wir oben sahen, alt und ewig sind. Dagegen muss aber auch zugegeben werden, dass das Gesetz der fortschreitenden Entwickelung auf diesem Gebiete nicht minder als auf anderen

sich quantitativ wie qualitativ vollzieht und für die Zukunft freundlichere Perspektiven eröffnet. Die schroffen Gegensätze zwischen den Auserwählten und der rohen Masse haben sich seit Schiller's Tode mehr ausgeglichen, indem sich die urtheilsfähigeren Elemente aus den Reihen der urtheilslosen verstärkten und einen an Zahl und Fähigkeit gar nicht verächtlichen Mittelstand bildeten. Ich erinnere an die 350,000 Abonnenten der Gartenlaube. Nach unten zu hat die Unzahl von Zeitungen und periodischen Zeitschriften ganze Klassen für die Lektüre belletristischer Produkte dauernd gewonnen, und so äusserlich, stoffartig und wahllos auch dieses Interesse zunächst auftritt, es ist doch der erste Schritt aus der Barbarei zur Bildung, dem erfahrungsmässig die weiteren, zu höheren Stufen emporführenden Schritte folgen. Auch der Geschmack des Theaterpublikums ist gesunder geworden. Es steht nicht mehr, wie zu Schiller's Tagen, unter dem Banne der Ohnmacht und Schlaffheit des Zeitgeistes, der Spuk der Schicksalstragödien ist überwunden, die Oper nimmt nicht mehr das Interesse ausschliesslich, ja nicht einmal in hervorragender Weise gefangen, die Zugkraft der Posse ist stark im Sinken, bessere Bestrebungen finden allenthalben entgegenkommende Unterstützung, selbst wo sie im schlichtesten Gewande auftreten und das Reizmittel des Schaugepränges geflissentlich vermeiden. Vergessen wir auch nicht, welche glänzenden Triumphe seit Schiller's Tode der Genius Shakespeare's, vor dem auch unser Dichter sich staunend beugte, auf Deutschlands Bühnen errungen hat. Selbst den gewagten Experimenten mit seinen Historien ist eine freundliche Aufnahme zu Theil geworden, und den ungeheuerlichen Gedanken, den zweiten Theil von Goethe's Faust auf die Bühne zu bringen, hat doch nur die Pietät des Publikums gegen seine grossen Todten und sein guter Wille, das Klassische auch in der barocksten dramatischen Form sich gefallen zu lassen, vor gänzlichem Misslingen bewahren können. Wäre unser Geschmack

wirklich, wie man oft tendenziös behaupten hört, verweichlicht und nur dem Prickelnden und Pikanten zugewandt, die Dramen Schiller's würden nicht, wie sie es doch trotz ihrer hohen Ansprüche an den Zuschauer thun, auch in minder gelungenen Darstellungen das Publikum elektrisiren und hinreissen. Es ist wahr, zu den sogenannten Zug- und Kassa-Stücken gehören sie nicht; wer aber behauptet, dass unsere Zeit sich ablehnend oder gleichgiltig gegen sie verhalte, der ist nicht Zeuge der heiligen Stille und der andachtsvollen Stimmung gewesen, die bei ihrer Aufführung im Theater herrschen, der hat nicht die glühenden Wangen, die funkelnden oder umflorten Augen, den verhaltenen Athem der Zuschauer beobachtet.

Nur die verkannten Genie's wollen von einer Hebung des Publikums nichts wissen. Von unbefriedigter Eitelkeit gestachelt lassen sie in masslosen Entleerungen ihrer Galle das Publikum ihren Groll empfinden, während sie durch den angenommenen Schein sittlicher Entrüstung die Kleinlichkeit ihrer Beweggründe zu bemänteln suchen. Ein Schriftstück solches Schlages ist S. Gätschenberger's Broschüre: „Die unwürdigen Literaturzustände im neuen deutschen Reich" (London 1874), ein Pamphlet, welches durch seine argen Verunglimpfungen in dem Verfasser vorliegender Arbeit den Entschluss erweckte, mit der Darlegung des Standpunktes und der Motive eines anerkannt grossen Schriftstellers Zeugniss für das misshandelte Publikum abzulegen. Erst solche und von solchen Gesinnungen eingegebene Auslassungen, wie sie Gätschenberger's Schmähschrift enthält, stellen Schiller's hohen Sinn in die richtige Beleuchtung. Alle Vorwürfe gegen das Publikum gipfeln in dem einen, für den Verfasser charakteristischen, dass es versäume, die Existenz seiner Schriftsteller durch Ankauf ihrer Erzeugnisse zu sichern. Schiller wäre lieber verhungert, als dass er eine solche Beschwerde über seine Lippen gebracht hätte. Es ist hier nicht der Ort, eine Widerlegung jener Vorwürfe zu unternehmen, so

sehr sie auch herausgefordert wird und so leicht sie bei der Grundlosigkeit der aufgestellten Behauptungen und bei der Menge der offenkundigsten Widersprüche wäre. Aber einige bezeichnende Proben von der Art und Weise des Verfassers wird sich der Leser gefallen lassen. Die Gesunkenheit des Publikums unserer Zeit wird durch folgende Thatsachen unwiderleglich bewiesen: unsere jungen Kaufleute begnügen sich mit Freiligraths Gedichten und mit Freitags „Soll und Haben", Modezeitung, Koch- und Gebetbuch (die doch auch ihr Gutes haben!) bilden die einzige Lektüre unserer Damenwelt, während die Studenten für Allotria wie Literatur keine Zeit haben und unsere Rittergutsbesitzer gar nichts lesen; die Honorare der Schriftsteller und die Einnahmen der Buchhändler sind anderswo grösser, als in Deutschland; lyrische Gedichte und Bücherdramen finden keine Käufer; das Publikum studirt einzig im Eisenbahnwaggon und nur solche Erzeugnisse, die durch Uebermass der schärfsten Gewürze für seinen schlaffen Gaumen zugerichtet sind. Das kommt aber Alles daher, weil die heutige Welt das Erstreben von höheren Zielen, geistige Erhebung, Tugend und Seelenadel für antiquirte Begriffe und längst überwundene Standpunkte hält! Unter solchen Verhältnissen, meint G., der sich naiver Weise für einen Idealisten ausgiebt, müsse jede Schöpferkraft, jedes bessere Streben erlahmen, wenn es auf die Schilderung des Lasciven, den sichersten Weg zum Erfolge, verzichten wolle!

Gestehen wir auch zu, dass in unseren literarischen Zuständen Vieles besser werden muss, so dürfen wir doch unbedenklich behaupten, dass leere Klagen und beissende Angriffe, und wären sie auch noch so begründet, nimmermehr zum Ziele führen. Selbst Schiller's und Goethe's Xenien waren ein Schlag in's Wasser. Um so segensreicher haben die positiven Schöpfungen unserer grossen Meister gewirkt. Ich kenne auf die Frage: Wie wird, unbeschadet der Würde der Kunst, das